

Jüdisches Leben im Nordschwarzwald  
Thorsten Trautwein (Hg.)

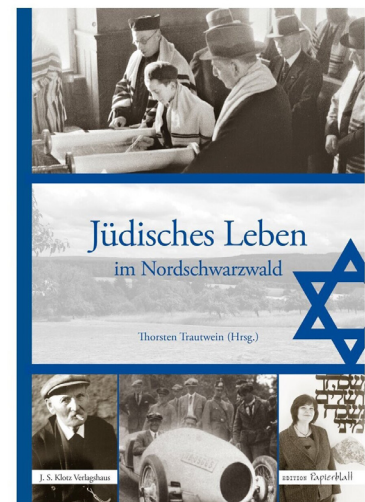
## 2.1 „Zur Erinnerung / von Eueren / Pforzheimern“ – Bilder und Spuren jüdischen Lebens in Pforzheim, 1260–1945

Christoph Timm | Seite 55–123

### Impressum

Titel: Jüdisches Leben im Nordschwarzwald  
Herausgeber: Thorsten Trautwein  
Ewald Freiburger, Alexandre Goffin und  
Jeff Klotz von Eckartsberg  
J. S. Klotz Verlagshaus GmbH  
Schloss Bauschlott  
Am Anger 70 | 75245 Neulingen  
[www.klotz-verlagshaus.de](http://www.klotz-verlagshaus.de)

Satz und Umschlag: Harald Funke  
Endkorrektur: Hildegard Bente  
Bearbeitung der digitalen Version für [www.papierblatt.de](http://www.papierblatt.de):  
Marit Roller, Timo Roller,  
Stefan Buchali ([www.morija.de](http://www.morija.de))



Das Werk ist in allen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Weitere rechtliche Informationen siehe [www.papierblatt.de/jlnsw](http://www.papierblatt.de/jlnsw)

2. überarbeitete Auflage (digital) © J. S. Klotz Verlagshaus GmbH, 2022 ISBN: 978-3-948968-45-8  
Alle Rechte vorbehalten. Informationen über Bücher aus dem Verlag unter  
[www.klotz-verlagshaus.de](http://www.klotz-verlagshaus.de)

### Quellenangabe:

Christoph Timm, „Zur Erinnerung / von Eueren / Pforzheimern“. Bilder und Spuren jüdischen Lebens in Pforzheim, 1260–1945, in: Thorsten Trautwein (Hg.), Jüdisches Leben im Nordschwarzwald, Edition Papierblatt Bd. 2, 2., überarb. Aufl.-digital, Neulingen 2023, S. 55–123;  
[www.papierblatt.de/jlnsw/juedisches-leben-nordschwarzwald-2-1-timm.pdf](http://www.papierblatt.de/jlnsw/juedisches-leben-nordschwarzwald-2-1-timm.pdf)

## 2.1 „Zur Erinnerung / von Eueren / Pforzheimern“ – Bilder und Spuren jüdischen Lebens in Pforzheim, 1260–1945

Christoph Timm

„DURCH DEN SEGEN DER FROMMEN WIRD EINE STADT ERHOBEN. /  
DURCH DEN MUND DER GOTTLOSEN WIRD SIE ZERBROCHEN /  
BUCH DER SPRÜCHE 11/11.“

*Inscription am Mahnmahl auf dem Platz der Synagoge, 1967*

Pforzheim ist heute Oberzentrum der Region Nordschwarzwald. Die Drei-Täler-Stadt kann auf eine mehr als 750-jährige Geschichte jüdischen Lebens und Überlebens zurückblicken. Doch seit der totalen Kriegszerstörung am 23. Februar 1945 litt Pforzheim unter Gedächtnisverlust. Die Aufarbeitung und Erinnerung der Geschichte begann vergleichsweise spät.<sup>1</sup> Das folgende Panorama jüdischen Lebens will Beiträge jüdischer Menschen exemplarisch in Wort und Beispiel lebendig machen. Sie will Lebensleistungen würdigen und ins kollektive Gedächtnis der Stadtgeschichte einschreiben. Der Verfasser schöpfte dabei aus vielen Quellen und Vorarbeitern<sup>2</sup>, stellte eigene Recherchen an und präsentiert eine Reihe neuer Erkenntnisse, der gebotenen Kürze wegen allerdings oft nur als Skizze.<sup>3</sup> Der Dank des Autors gilt u. a. Hans-Peter Becht, Gerhard Brändle, Sabine Herrle, Dr. Alfred Hübner, Caroline Kuppenheim, Hans Mann (*Initiative Stolpersteine*), Wolfgang Pieper (†), Herbert Ruff (†) und den Mitarbeiterinnen des Stadtarchivs Pforzheim, die hilfreiche Unterstützung leisteten. Wertvolle Tipps kamen von Bettina Schönfelder (*Pforzheimer Kunstverein*) und von Olaf Schulze (Stuttgart-Bad Cannstatt), der als sachkundiger Experte zudem dankenswerterweise den Text lektorierte und Quellenmaterial zur Verfügung stellte.

Der Autor hat sich entschieden, Menschen jüdischen Glaubens bzw. jüdischer Herkunft im Folgenden nicht durchgängig als „Juden“, sondern je nach Lebenslage und historischen Umständen unterschiedlich zu benennen: Fühlten sich diese doch gemäß eigener familiärer Identitätserzählung zuerst als muttersprachliche Deutsche, Pforzheimer, Badener, Europäer, als Berufstätige, Hausfrauen, Eltern, Glaubende oder Religionsferne usw.; erst die aufgezwungene Verfolgungserfahrung im „Dritten Reich“ und die Vertreibung aus der Heimat stellte diese Verbundenheit in Frage und markierte einen einschneidenden Bruch. Die Folge war gerade auch für die bislang so weltoffene Stadt des Handels und Schmucks an der Schwarzwaldpforte ein Aderlass von erschütterndem Ausmaß.

### „PORTUS“, ein historischer Handelsort

In der Drei-Täler-Stadt am Zusammenfluss von Enz, Nagold und Würm bündeln sich von alters her die Verkehrswege, die aus den Tälern des Nordschwarzwaldes, aus dem schwäbischen Neckarland, dem benachbarten Pfingz- und Kraichgau sowie aus dem Rheintal kommen. Der Ort bot sich als Standort von Handel und Gewerbe geradezu an. Das erweist bereits der Name „Portus“ (lateinisch Hafen, Landeplatz) wie auch der zivile, nicht militärische Charakter der – teilweise von Kelten bewohnten – Siedlung unter römischer Herrschaft, die um das Jahr 90 unserer Zeitrechnung am Enzübergang der Militärstraße zwischen Oberrhein- und Neckartal entstand und zeitweise den Rang eines Verwaltungsmittelpunkts erreichte. Wahrscheinlich wurde dort neben Holz auch Erz umgeschlagen, das man seit keltischer Zeit auf den nahen Berghöhen schürfte. Dem Ansturm der Alemannen hielt die Siedlung in der Spätantike jedoch nicht stand. In der Zeit des fränkischen Reiches wurde der Ort wiederbelebt. Die später sogenannte „Alte Stadt“ entstand als klösterliche Siedlung mit Gutshof und Marktrecht rund um die Ursparrei der Region mit ihrer dem fränkischen Heiligen Martin von Tours geweihten Altstadtkirche, dem frühesten Dokument der Christianisierung. In einer Urkunde, die der salische Kaiser Heinrich IV. siegelte, taucht 1067 der Ortsname „Pforzheim“ erstmals auf. Wenig später entstand zu Füßen der Burg die planmäßige Anlage der „Neustadt“ mit großem Marktplatz und „Kaufhaus“. 1195 ist erstmals von „Bürgern“ die Rede. Die auf Wachstum angelegte herrschaftliche Neugründung lief der Alten Stadt rasch den Rang ab.

Wie hier am Nordschwarzwald entstanden im Mittelalter auch andernorts in rascher Folge entlang der Handelswege neue Städte. Die Stadtherren boten rechtliche Anreize, um Menschen zur Niederlassung zu bewegen. Als Bürger umworben waren auch die in Mitteleuropa lebenden Juden (hebräisch Aschkenasim), von denen etliche damals im Fernhandel und in handwerklichen Berufen tätig waren. So entstanden Zentren deutsch-jüdischen Lebens entlang des Oberrheins, namentlich in Mainz, Worms und Speyer. In der Literatur oft zitiert wird ein Freibrief des Bischofs von Speyer aus dem Jahr 1084, der den unter seinem Schutz tätigen Juden Selbstverwaltung und Rechtssicherheit versprach. Auch in der Neustadt von Pforzheim siedelten sich Juden an; und zwar vermutlich in der Nähe des Marktplatzes am Fuß des Burgbergs.<sup>4</sup> Zu tiefen Einschnitten führte Papst Urbans Aufruf zum Kreuzzug (1095), der die ersten Judenmassaker in Mitteleuropa auslöste und viele deutsche Juden zur Flucht nach Osteuropa trieb, wohin sie ihre jiddische Sprache mitnahmen. Mit dem Laterankonzil des Jahres 1215 begann die Diskriminierung mit kirchenrechtlichen Mitteln: Juden wurde fortan der Zugang zu Grundbesitz und „ehrbaren“ handwerklichen Berufen verwehrt, ihr Anderssein wurde durch den Zwang zum Tragen eines stigmatisierenden Abzeichens an der Kleidung markiert. Als Erwerbsquellen blieben den Betroffenen oft nur Geldgeschäfte und Kleinhandel auf Kredit. In der Person des Kaisers (Königs) sowie einzelnen Landesfürsten fanden die Bedrängten gelegentlich Schutzherren, die ihnen gegen Cash (Zahlung eines „Schutz- oder Schirmgeldes“) ein befristetes Aufenthaltsrecht und einen gewissen Rechtsschutz in Aussicht stellten.

### Ferne Nachrichten aus dem Mittelalter: „Der Rabbiner Samuel in Pforzheim“

Den Einwohnern der Stadt Pforzheim, so berichten die Chronisten, brachte vor allem der Holz-, Tuch- und Fernhandel wirtschaftlichen Erfolg. Um 1220 gelangten die badi-schen Markgrafen in den Besitz der Stadt und bauten die Burg auf dem Schloßberg zur Residenz aus. Zur frühen urkundlichen Überlieferung der Drei-Flüsse-Stadt gehört eine frühe deutschjüdische Schriftquelle: Das *Märtyrer-Gedenkbuch* (lateinisch *Martyrologium*) der jüdischen Gemeinde Nürnbergs, in dem über die Hinrichtung des „Rabbiners Samuel“ und weiterer Juden in Pforzheim „am 20. Tag des Monats Tammus“ berichtet wird.<sup>5</sup> Wir erfahren aus dieser Quelle, dass in der mittelalterlichen Stadt eine jüdische Gemeinde existierte.

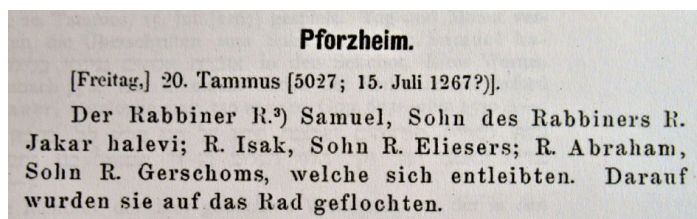


Abb. 1: Erinnerung an die Toten zu Pforzheim in deutscher Übersetzung.

Quelle: Siegmund Salfeld, *Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches von 1260*, S. 128

Diese Überlieferung wird bestätigt durch die älteste Lapidarinschrift Pforzheims, eine in Stein gehauene Inschrift auf einem Hochgrab, das jahrhundertlang in der Schloßkirche stand.<sup>6</sup> Dabei handelte es sich offenkundig um eine von den badischen Markgrafen in ihrer Hofkirche errichtete Kultstätte, die ein angeblich „von Juden getötetes“ Mädchen namens Margarethe als verehrungswürdiges Opfer präsentierte. Die aus der Enz geborgene Leiche, so besagt die auf dieses Ereignis bezogene Margarethenlegende, habe unter den Augen des Markgrafen allerlei Blutwunderzeichen zum Beweis einer schrecklichen Mordtat abgesondert, woraufhin die versammelte Volksmenge nach Rache für diesen Frevel geschrien habe und die verdächtigten „Juden“ gefangen und aufs Rad geflochten worden seien. Diese Erzählung wurde von Mönchen des Dominikanerordens zuerst mündlich, später in gedruckter Form europaweit verbreitet.<sup>7</sup> Die Tatsache einer von den Ortsherren zumindest tolerierten Judenverfolgung ist also unstrittig; das genaue Datum des Geschehens, nämlich Freitag, 25. Juni 1260 (Vorabend zum Schabbat) haben Herbert Ruff und die Inschriftenforscherin Anneliese Seeliger-Zeiss übereinstimmend aus den Quellenangaben rekonstruiert.<sup>8</sup> In der Drei-Flüsse-Stadt am Schwarzwald, so zeigt diese Überlieferung, wirkte früh ein abstruser, angstschürender Mythos, der europaweit im Umlauf war: die Ritualmordbeschuldigung, dass nämlich Juden zu rituellen Zwecken christliche Kinder umbringen würden.<sup>9</sup>

Zu Beginn der Neuzeit ruft Johannes Reuchlin aus Pforzheim zur Toleranz auf: „Die Juden sind unseres Herrgotts wie du und ich / Mit ihnen zu reden bereichert mich“

Pforzheim galt zu Beginn der Neuzeit (um 1450) mit seinen mehr als tausend Einwohnern als die flächenmäßig größte, wohlhabendste und bevölkerungsreichste Stadt der Markgrafschaft Baden<sup>10</sup>; sie war außerdem Mittelpunkt eines Territoriums, das die Ämter Durlach, Königsbach, Liebenzell und Altensteig umfasste. Mit ihren wehrhaften

Türmen und Stadtmauern, drei Stadtklöstern, Lateinschule und dem 1459 gegründeten Kollegiatstift der Michaelskirche auf dem Schloßberg machte Pforzheim einen selbstbewussten Eindruck, wie der Kupferstecher Matthäus Merian in seiner historischen Stadtansicht der Nachwelt überliefert hat. Schriftquellen erwähnen sowohl eine Judengasse als auch ein Barfüßergässle<sup>11</sup>, doch ob damals tatsächlich noch Juden in der Stadt lebten, erscheint fraglich: Jüdische Quellen verzeichnen neben Weil der Stadt, Ettlingen und Durlach auch Pforzheim als „Marterstätte“ während der furchtbaren Pestepidemie (1348/49).<sup>12</sup>

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kam es erneut zu massiven Judenverfolgungen in vielen europäischen Territorien: So wurden die orientalisch-südeuropäischen Juden (hebräisch Sephardim) im Zeichen der Rekatholisierung aus Spanien (1492) und Portugal (1497) vertrieben. Das Ende des europäischen Judentums schien nahe, als die Vertreibung auch in deutschsprachigen Städten und Territorien um sich griff, so in den Reichsstädten Nürnberg (1498) und Ulm (1499); der Rat der Stadt Frankfurt am Main hatte



Abb. 2: Pforzheim, Stadtansicht von Matthäus Merian, 1643.

Quelle: Ebd.

die gefährdete Minderheit bereits 1462 in ein „Judenghetto“ einweisen lassen. In dieser Situation startete 1506 der Konvertit Johannes Pfefferkorn eine antijüdische Medienkampagne, unterstützt von Jakob van Hoogstraten, dem vom Papst eingesetzten Inquisitor und Prior des einflussreichen Dominikanerklosters in Köln. Pfefferkorn nutzte die Möglichkeiten, die der Buchdruck als innovatives Medium bot, um die verbliebenen deutsch-jüdischen Gemeinden im Oberrheintal zu diffamieren. Sein Ziel war es, ihnen die Bücher zu nehmen, die ihnen heilig waren, um ihnen die christliche Heilslehre aufzuzwingen. Dabei wählte er sich der Unterstützung durch Kaiser Maximilian I. sicher.

Aber von unerwarteter Seite kam Einspruch: Johannes Reuchlin aus Pforzheim (1455–1522), Doktor der juristischen Rechte und gelegentlich Ratgeber des Kaisers, machte ein Gutachten öffentlich, mit dem er Widerspruch einlegte: „Viel Schlimmes könnte daraus entstehen“, wenn Christen jene Bücher verbrennen würden, aus denen „fromme Juden“ ihren Glauben bezögen. Die Juden, so der Jurist in seiner als *Augenspiegel* betitelten Schrift, seien „unseres Herrgotts wie Du und ich“. Er wies auf die Bestimmungen des spätantiken kaiserlich-römischen Rechts (*Codex Iustinianus*) zum Schutz der jüdischen Minderheit hin: Sie seien als „Mitbürger“ zu achten.<sup>13</sup> Reuchlins Stimme hatte Gewicht, sein Einspruch führte zu einer Kontroverse, die fast zehn Jahre andauerte und europaweit in der medialen Öffentlichkeit ausgetragen wurde. Am Ende stand die kirchenrechtliche Verurteilung des Juristen zum Schweigen und das Verbot des *Augenspiegels* als „Ärgernis erregendes, unerlaubt judenfreundliches und daher frommen Christen anstößiges Buch“ (s. Kap. 6.1).

Kaiser Maximilian I. und sein Nachfolger Karl V. allerdings kehrten im eigenen Interesse zur Politik des Schutzes und der Besteuerung der andersgläubigen Klientel zurück.<sup>14</sup> Der prominenteste deutsche Rabbiner jener Zeit, Josel von Rosheim (1476–ca. 1554), bezeichnete in seinen Memoiren das unerwartete Engagement Reuchlins zugunsten der Juden und ihrer Kultur als ein „Wunder im Wunder“.<sup>15</sup>

## Kriegsverwüstungen und unsichere Zeiten – Der Wundarzt Seligmann heilt „von Gottes Gnaden“

Pforzheims Aufstieg zu einem kulturellen und spirituellen Zentrum in Südwestdeutschland endete abrupt, als Markgraf Karl I. im Jahr 1462 die Schlacht bei Seckenheim verlor. Die Stadt geriet unter pfälzisch-kurfürstliche Lehenshoheit und wurde zum Spielball fremder Mächte: Bedeutungsverlust, Abwanderung der Eliten, wirtschaftlicher Niedergang waren die Folgen. Die Stadtklöster und das Kollegiatstift St. Michael wurden von Karl II. im Zuge der Reformation (1556) aufgelöst, die Residenz nach Durlach verlegt (1565), die Universität statt in Pforzheim in Tübingen gegründet (1477), umfangreiche badische Gebietsteile an Nagold und Neckar an das Herzogtum Württemberg verkauft (1595–1603).

Dass in jener Zeit zumindest sporadisch jüdische Familien in der Stadt lebten, illustrieren einige zufällig erhaltene Urkunden. In juristischer Hinsicht galten die Juden genauso wie die damals erstmals auftretenden „Ägyptier“ (Sinti und Roma) als „landesfremdes Volk“. Was sie gegen Bezahlung erreichen konnten, war ein Durchzugsrecht oder ein befristetes Niederlassungsrecht im Fall besonderer Qualifikation und Solvenz. So gewährte Markgraf Philipp I. „von Gottes Gnaden“ im Jahr 1524 dem Wundarzt Seligmann, sich auf zehn Jahre befristet samt Schwager, Ehefrauen, Kindern und Gesinde in Pforzheim niederzulassen und im Bereich der gesamten Markgrafschaft seine ärztliche Kunst auszuüben.<sup>16</sup> Ein zweiter Schutzbrief des gleichen Jahres galt einem Juden namens „David samt Weib, Kindern und Gesinde“, der zur „stetigen häuslichen Wohnung zu Pforzheim in der Alten Stadt“ ein beträchtliches „Schirmgeld“ in Höhe von zwölf rheinischen Gulden jeweils zum 1. August an den markgräflichen Amtsverwalter zu entrichten hatte.<sup>17</sup> Solche Aufenthaltsrechte boten nie die Gewähr, längerfristig am Ort leben zu können. Doch noch randständiger fristeten jene „Betteljuden“ ihr Dasein, die allein auf Duldung und Almosen gutherziger Menschen hoffen konnten.

In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) fiel das schutzlose Pforzheim in die Hände von Söldnertruppen, wurde geplündert und niedergebrannt; fast zeitgleich kam es 1614 und 1648 zu Ausweisungen von Juden aus der Markgrafschaft.<sup>18</sup> Im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1689–1692) wiederholten sich unter französischer Besatzung die Zerstörungen, die nun bis hinauf nach Hirsau und Calw im Nagoldtal reichten.



## Wiederaufbau im 18. Jahrhundert – Markgraf Friedrich Magnus begründet Pforzheims denkwürdige Tradition der Aufnahme von Zuwanderern und (Glaubens-)Flüchtlingen

Die durch die Kriege bewirkten Bevölkerungs- und Sachwertverluste waren immens. So kam es im frühen 18. Jahrhundert zu einer Rück- und Einwanderung in die entvölkerten ländlichen und städtischen Räume. Viele Gebietsherren in Deutschland sahen es nun als Chance, Neusiedler sesshaft zu machen und dauerhaft an ihr Territorium zu binden, um den wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes voranzubringen. Markgraf Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach kam 1698 nach zehnjährigem Exil aus Basel zurück und zog vorübergehend in die Burg auf dem Pforzheimer Schloßberg ein, um den Wiederaufbau seines verwüsteten Landes zu organisieren. Er sorgte in Pforzheim für die Einbürgerung geflüchteter Hugenotten, die wegen ihres protestantischen Glaubens aus Frankreich vertrieben worden waren. Folgt man Hans Georg Ziers Darstellung (1967<sup>19</sup>), so wurden die Neuankömmlinge nicht unbedingt mit offenen Armen aufgenommen. Zudem kehrten der Überlieferung zufolge um 1700 erste jüdische Familien in die Stadt zurück und erneuerten ihre Schutzbriefe:

„- Hofjud Model mitsamt Knecht Abraham am 27. September 1700

- Simon Isaac am 9. März 1705

- Jakob Schlesinger am 26. Februar 1707

- Abraham Liebmann (Lipmann) am 16. Oktober 1708“<sup>20</sup>

Bis 1738 stieg die Zahl dieser Familien weiter an, darunter die drei Textilhändler Josef Levy, Herz Moses Bodenheimer und David Josef Bodenheimer.<sup>21</sup> Der Textilhandel gehörte zu den traditionellen Betätigungsfeldern deutscher Juden; ihre genaueren Aktivitäten in Pforzheim liegen jedoch im Dunkeln. Die dortige Textilproduktion (Tuch, Zeug und Leder) spielte bei der wirtschaftlichen Wiederbelebung noch eine bedeutende Rolle; es entstand eine „Herrschaftliche Tuchfabrik“ (1701), es gab einen „Ledermarkt“ (noch 1766 erwähnt), und der Tuchfabrikant Samuel Ludwig Finkenstein errichtete um 1820 das „Finkensteiner Schloßchen“.

Die Stadtchronik von Aloys Stolz (1901) enthält ergänzend einzelne Hinweise zu markgräflichen Bestimmungen aus den Jahren 1717 und 1784, die den „Juden in Stadt und Land“ sowohl das eigene Schächten von Großvieh wie auch den Handel mit Fleisch untersagten – folgerichtig im Sinne der Metzgerzunft.<sup>22</sup>

## „Hofjud“ Model Löw fördert den Neustart der jüdischen Gemeinde – Die *Judenordnung* von 1715

Bislang in keiner Stadtchronik erwähnt ist die (Wieder-)Gründung der jüdischen Gemeinde in Pforzheim gegen Ende der langen Regentschaft (1677–1709) des Markgrafen Friedrich Magnus. Unerwähnt blieb auch die Person des Model Löw, einem in überregionalen Quellen mehrfach erwähnten einflussreichen Geschäftsmann und Handelsherren<sup>23</sup>, der als „Hofjude“ an den Fürstenhöfen verkehrte. Model Löw ließ sich im Jahr 1700 als Rückkehrer registrieren. Dazu vermerkt die Überlieferung, dass er einen Teil seiner Habe vor der Kriegszerstörung Pforzheims in seinem fränkischen Herkunftsort Ansbach<sup>24</sup> in Sicherheit gebracht habe, darunter auch seinen Schutzbrief. Lebte er also bereits vor 1689 in der Drei-Täler-Stadt? Seine weitverzweigte Verwandtschaft in Ansbach und im Nördlinger Ries jedenfalls bestand aus wohlhabenden Großhändlern, die als Hoflieferanten an mehreren Fürstenhöfen ein und aus gingen. Und zwischen den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und dem Markgraf Friedrich Magnus von Baden-Durlach bestanden enge verwandtschaftliche Beziehungen: Christine von Baden-Durlach (1645–1705), die Schwester von Friedrich Magnus, war mit Markgraf Albrecht II. von Brandenburg-Ansbach (1620–1667) verheiratet.

Über Model Löw wird berichtet, dass er es als Großhändler und Hoffaktor der badischen Markgrafen zu erheblichem Wohlstand brachte; so pachtete er 1702 auf zwei Jahre den Salzhandel im badischen Unterland.<sup>25</sup> Zusammen mit seinem Sohn Nathan war er zwischen 1704 und 1725 außerdem Lieferant des württembergischen Herzogshofs, wurde auch dort 1710 als Hofjude angenommen und lieferte unter anderem Möbel im Wert von rund 50.000 Gulden zur Ausstattung des pompösen neuen Ludwigsburger Schlosses.<sup>26</sup>

Model Löw war stolzer Besitzer eines Anwesens am Westende der Barfüßergasse. Eine Abbildung des Gebäudes ist nicht überliefert. Wohl aber ein Lageplan des großzügigen Gartens, der nach Norden an die Stadtmauer und nach Osten an den Garten des Siechenhauses (ehem. Barfüßerkloster) angrenzte, wie zeitgenössische Pläne von 1744<sup>27</sup>, 1766<sup>28</sup> sowie letztmalig der *Plan der großherzoglich-badischen Stadt Pforzheim* aus dem Jahr 1876 veranschaulichen.

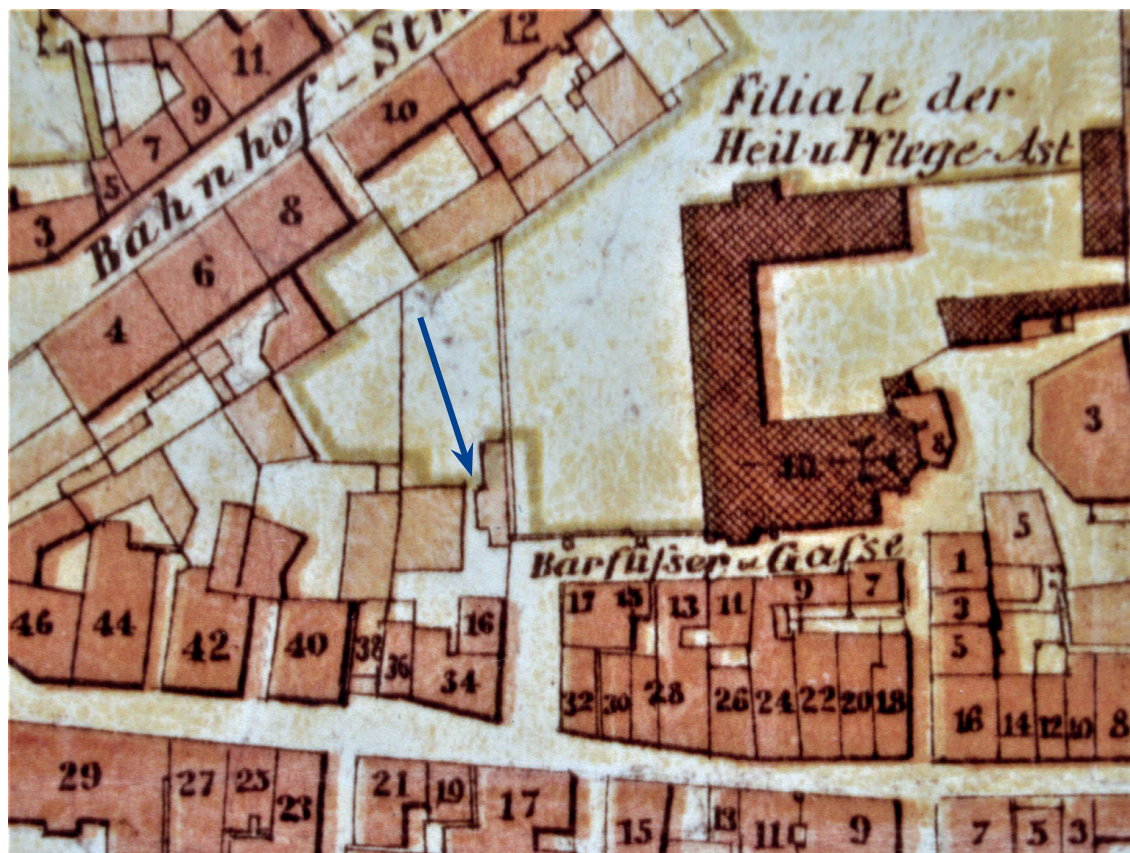


Abb. 3: Ausschnitt aus dem „Plan der großherzoglich-badischen Stadt Pforzheim 1876“, Bereich der Barfüßergasse und des Flurstücks Nr. 91 mit dem ehem. Anwesen des Model Löw (oberhalb von Haus-Nr. 16, heute Jäger-Passage).

Quelle: StAPf, Plansammlung.

Dieses Model'sche Wohn- und Geschäftshaus ist als Ort der Neugründung der jüdischen Gemeinde mit Betsaal und Schulraum zu betrachten. Das lässt sich historischen Schriftstücken entnehmen, die von Zehnter (1897) und Rosenthal (1927) publiziert wurden: 1709 richtete Abraham Liebmann von Pforzheim „im Namen der Unterländer Juden“ das untertänigste Ersuchen an Markgraf Karl Wilhelm (als Nachfolger des am 25. Juni 1709 verstorbenen Friedrich Magnus), er möge das Amt des Judenschultheißen dem „Hofjuden Model sambt seinem bei sich habenden Rabbinen“ geben.<sup>29</sup> Bei der Neuordnung jüdischen Lebens in der Markgrafschaft Baden spielte Model Löw als Akteur mit Autorität und dank weitreichender Beziehungen offenbar eine vermittelnde Rolle – kein Wunder, dass die Barfüßergasse in Pforzheim nun zum Judengässlein wurde.<sup>30</sup>

Der Name des im Schriftstück von 1709 erwähnten Rabbiners ist nicht bekannt. Wohl aber dessen Nachfolger: Ende 1713 bestimmte der Rat der jüdischen Gemeinden Isaak

Salomon Kahn aus Durlach zum Rabbiner der badischen Unterlande und des (Nord-)Schwarzwalds mit Sitz in Pforzheim.<sup>31</sup> Diesem folgte bereits im Herbst 1717 Nathan Uri Kaan, gebürtig aus Metz, ein Schwiegersohn Model Löws und zugleich Hauslehrer der Familie.<sup>32</sup> Nathan Uri Kaan wurde 1720 im Amt bestätigt und zog auf Veranlassung des Markgrafen bald danach in die neugegründete Residenzstadt Karlsruhe, wo er ein mit dem Geld seines Schwiegervaters erbautes Haus am Zirkel bezog und bis 1749 die rasch wachsende dortige jüdische Gemeinde betreute.<sup>33</sup> Pforzheim geriet fortan in den Schatten von Karlsruhe, und die örtliche jüdische Gemeinde gehörte zum *Stadtrabbinat Karlsruhe*. Von nun an waren die beiden höchsten geistlichen Repräsentanten vor Ort der Kantor (Vorsänger) und der Vorsitzende des Synagogenrats; 1784 ist in jener Funktion noch ein „Jachil Model“ erwähnt.<sup>34</sup>

Mit der im Jahr 1715 verkündeten *Judenordnung* schuf Karl Wilhelm für die badischen Juden in seiner Markgrafschaft einen Rechtsrahmen, der zwar die Benachteiligung nicht aufhob, aber das Recht auf Niederlassung, Besitz und freie Religionsausübung gegen Schutzsteuer gewährleistete – ein bedeutender Schritt zum Heimisch-Werden. Jüdische Gemeinden durften nun Kultbauten errichten, sich selbst verwalten und aus ihrer Mitte einen „Judenschultheiß“ als Sprecher bestimmen. Der einflussreiche Model Löw übte bereits seit Ende 1713 das Amt des Judenschultheiß der Unteren Markgrafschaft aus. Sein zweiter Schwiegersohn, der Großhändler Salomon Meyer (1693–1774), seit 1717 mit Schutzbrief in Pforzheim ansässig, erlebte dank der familiären Bande einen märchenhaften gesellschaftlichen Aufstieg: 1724 trat er die Nachfolge Model Löws als Judenschultheiß an, später folgte die Ernennung zum Hof- und Kabinettsfaktor. Meyer stieg in die Karlsruher Oberschicht auf, erwarb 1730 am Schloßplatz ein repräsentatives Stadtpalais und begründete eine



Abb. 4: Salomon Meyer Model (1693–1774).

Quelle: Stadtarchiv Karlsruhe 7/N1 Meyer Model 37b, <https://stadtlexikon.karlsruhe.de/index.php/De:Lexikon:bio-0547> (08.03.2021).

Familie, die den erblichen Namen Model weitertrug und bis Ende des 19. Jahrhunderts in Karlsruhe lebendig hielt.<sup>35</sup>

Als Resümee bleibt festzuhalten, dass von Pforzheim im frühen 18. Jahrhundert die Wiederbelebung und Neuordnung jüdischen Gemeindelebens in der Markgrafschaft Baden-Durlach unter dem Schutz der Markgrafen ausging. Nach den zermürbenden Kriegen waren die Fürsten hoch verschuldet und auf frisches Kapital und kundige Finanzfachleute angewiesen, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen und sich eine standesgemäße Hofhaltung leisten zu können. Da noch keine Banken existierten, war es damals allgemein üblich, dass die Fürsten sog. „Hofjuden“ (Hoffaktoren) zu Finanzberatern und Bankiers, Armee- und Hoflieferanten beriefen. Diese mit Handelsprivilegien ausgestatteten Geschäftsleute dienten den Fürsten und mussten immer neue Finanzquellen erschließen; sie brachten Familien, Angestellte und Rabbiner mit und förderten auf diese Weise die Entstehung neuer jüdischer Gemeinden.<sup>36</sup> In der Markgrafschaft Baden war es offenkundig die Familie Model Löw-Meyer, die entsprechend wirkte und zum Bindeglied zwischen jüdischer, christlicher und höfischer Lebenswelt wurde.

Doch blieb der Status der Hofjuden prekär und rief Neider auf den Plan – Model Löw zog vergeblich vor das Reichskammergericht, um die Rückzahlung von Darlehen durch den württembergischen Herzog zu erwirken.<sup>37</sup> Schlimmer erging es seinem Nachfolger in Württemberg, dem Hoffaktor Joseph Süß Oppenheimer, dessen jähes Ende erhebliches Aufsehen erregte: Nach dem Tod seines herzoglichen Auftraggebers 1738 wurde er in Stuttgart hingerichtet – ein Stoff, den Lionel Feuchtwanger 200 Jahre später literarisch bearbeitete und den der Regisseur Veit Harlan 1940 ausschlachtetete, um mit *Jud Süß* einen perfiden rassistischen Propagandafilm in die Kinos zu bringen.

## Landjuden und Viehmärkte in Pforzheim

Vermeehrt kamen Zuwanderer im 18. Jahrhundert auch in den ländlichen Raum. Im württembergischen Umland von Pforzheim kam es zur Neugründung von sog. „Waldenserdörfern“. Auch die Ansiedlung von „Landjuden“ in ihren Territorien sahen die badischen Markgrafen und manche Reichsritter im Ritterkanton des Kraich- und Pfingzgau<sup>38</sup> nun nicht mehr ungern, winkten doch Einnahmen in Form des traditionellen

Schutzgeldes<sup>39</sup> und eine Belebung von Landwirtschaft und Handel. So kamen laut urkundlicher Überlieferung 1699 drei jüdische Familien nach Königsbach, einem Ort zwischen Pforzheim und Karlsruhe, der bis 1804 zwischen den Freiherren von Saint André und den Markgrafen von Baden geteilt war; bis 1750 wuchs die Anzahl jüdischer Familien auf bis zu 15; 1875 waren mehr als zehn Prozent der Einwohnerschaft mosaischen Glaubens (s. Kap. 2.4).<sup>40</sup>

Die Landjuden besaßen in der Regel Vieh und ein Stück Land zur Selbstversorgung, betätigten sich darüber hinaus oft als Viehhändler. Manche Bauern waren bei ihnen verschuldet, was zu bösem Blut führte. Landjüdische Vieh- und Pferdehändler aus dem Umland frequentierten Pforzheims allmonatlich abgehaltene Viehmärkte, die bis ins 19. Jahrhundert hinein wöchentlich mitten in der Stadt auf dem Markplatz (Rindvieh) und in der Leopoldvorstadt (Pferde und Schweine) stattfanden.<sup>41</sup> 1875 wurde der Pferdemarkt zum neuen Kappelhofplatz verlegt, bald darauf der Viehmarkt in die Oststadt und dann zum bahnhofsnahen Schlachthof an der Kleist- und Nettelbeckstraße.<sup>42</sup>



*Abb. 5: Pferdemarkt auf dem Kappelhofplatz, Pforzheim, um 1920.*

*Quelle: StAPf, S1-09-017-R-001, unbekannter Fotograf.*

Kolbs *Lexikon des Großherzogtums Baden* von 1810 vermerkt unter dem Stichwort „Handel und Gewerbe“ ausdrücklich die Bedeutung des Viehhandels für Pforzheim, ebenso 1896 Meyers *Konversations-Lexikon* („der Handel noch bedeutend in Vieh“). Dem Schlachthof, so besagt ein Zeitungartikel von 1933, sollen die „Gebrüder Dreifuß aus Königsbach [...] ganze Eisenbahnwagen voll Rinder und Kühe aus dem Allgäu“ zugeführt haben.<sup>43</sup>

## Das badische „Musterländle“ – Die Manufaktur im Waisenhaus und die rechtliche Gleichstellung der Juden als Staatsbürger

Markgraf Karl Friedrich setzte die Politik seines Großvaters Karl Wilhelm fort und machte Baden zum viel gepriesenen „Musterländle“. 1767 stellte er Kapital zur Gründung einer Manufaktur für Uhren und feine Stahlwaren im Pforzheimer Landeswaisenhaus bereit, die verbunden war mit einer zukunftsweisenden betrieblichen Ausbildungsstätte für männliche und weibliche Waisenkinder. Die Unternehmer François Autran, Amédé Christin und Jean Viala aus der Uhrenstadt Genf steuerten das erforderliche Knowhow bei. Flankiert wurde die Gründung mit der Einführung der Gewerbefreiheit (1776), was die Ausgründung von inhabergeführten Schmuckmanufakturen oder „Fabriquen“ ermöglichte. Auch die Leibeigenschaft (1783) wurde aufgehoben.

Der damalige Stadtchronist Siegmund F. Gehres pries die Stadt an der Schwarzwaldpforte als kleines „deutsches Genf“ und Hort der Toleranz: „Man hat hier von Freitag Abends bis Sonntags Abends freie Wahl, mit Israels, Luthers, Kalvins, oder des heiligen Vaters Söhnen, in hebräischer, deutscher, französischer oder lateinischer Sprache Gott öffentlich zu verehren.“<sup>43</sup> Inwieweit die Pforzheimer Juden für die im Waisenhaus entstandene Manufaktur den Goldhandel besorgten, wie Brändle (1990) mitteilt<sup>44</sup>, soll hier dahingestellt bleiben. Der Familie Bodenheimer jedenfalls blieb 1801 die Genehmigung zur Gründung einer Fabrik versagt – unter Hinweis auf ihren Status als „Juden“.<sup>45</sup> Um 1790 gab es etwa 15 Schmuckbetriebe.<sup>46</sup> Ein einziger „Bijouterie Fabrique Entrepreneur“ tauchte im Jahr 1796 bereits mit beachtlich hoher Summe in einer Steuerliste auf, nämlich Johann Georg Kiehle<sup>48</sup>, der es vom zünftigen Flößer zum wohlhabenden Unternehmer und Schmuckfabrikanten gebracht hatte und in einem Stadthaus am Marktplatz direkt neben dem Rathaus wohnte. Sein Sohn Georg Ludwig Kiehle ließ in den 1820er-Jahren in der Brötzingen Vorstadt ein stolzes Stadtpalais errichten.





## Auf den Spuren der „alten Synagoge“ von 1813

Die Zahl der Einwohner Pforzheims stieg im Laufe des 19. Jahrhunderts steil an, und mit ihnen wuchs langsam auch die Zahl der Einwohner jüdischer Konfession: von 89 Personen im Jahr 1816<sup>50</sup> auf 164 Personen im Jahr 1858 und 287 Personen im Jahr 1875 – bei insgesamt 23.692 Einwohnern.<sup>51</sup> Der Anteil von etwas mehr als einem Prozent an der Stadtbevölkerung blieb allerdings stets vergleichsweise bescheiden (deutlich höher lag er mit zehn Prozent 1875 im Nachbarort Königsbach; s. Kap. 2.4).

Nach aktuellem Kenntnisstand erwarb die jüdische Gemeinde im Jahr 1809 laut Mitteilung der beiden Gemeindevorsteher „Maier Bodenheimer's Sohn“ und „Handelsmann Hochstetter [Hochstädter]“ an die Stadtverwaltung aus großherzoglichem Besitz den ehemaligen herrschaftlichen Zehntspeicher Ecke Lamm- und Metzgerstraße unweit von Mühlbach und Waisenhaus<sup>52</sup>, ein dreiseitig freistehendes, vermutlich steinernes Gebäude aus dem 17. Jahrhundert. Der Umbau bzw. die Umnutzung zur Synagoge zogen sich bis 1813 hin.<sup>53</sup> (Bisherige, abweichende Angaben in der älteren Literatur sind damit überholt.<sup>54</sup>) Wie so oft fehlen in Pforzheim historische Abbildungen, die der Nachwelt eine bildliche Vorstellung der alten Synagoge vermitteln können. Im *Adressbuch* von 1859 ist die Synagoge mit der Lagebezeichnung „LIT. D Lammstraße 103“ notiert, in Stadtplänen ab Mitte des 19. Jahrhunderts als „öffentliches Gebäude“ der „Israelitischen Gemeinde (Synagoge)“ ausdrücklich gekennzeichnet.<sup>55</sup> Die ehrwürdige, zur Synagoge umgenutzte Zehntscheuer wurde im Jahr nach Einweihung der neuen Synagoge (Ende 1892) durch ein privates Mietwohnhaus (Metzgerstraße 27) ersetzt.<sup>56</sup>

Über das Leben in der Synagoge von 1813 gibt es nur spärliche Informationen. Den Betsaal, in dem sich das gottesdienstliche Leben abspielte – räumlich getrennt nach Geschlechtern –, darf man sich vielleicht ähnlich vorstellen wie denjenigen in Horb, über den eine Beschreibung vorliegt. Zur Sitzordnung in diesem Betsaal erfährt man aus dem *Pforzheimer Beobachter* (Ausgabe Nr. 9, Januar 1855), dass „2 Manns- und Frauenplätze, Nro. 15 und 20 in der Synagoge, Anschlag 98 fl.“ aus dem Nachlass des „verstorbenen Ephraim Rothschild dahier“ käuflich zu erwerben seien.<sup>57</sup> Wohlhabendere Gemeindeglieder besaßen also feste Plätze gegen Entgelt, welches der Gemeinde für ihre vielfältigen Aufgaben zufloss. Die Synagoge enthielt aber nicht nur den Betsaal, sondern war zugleich Zentrum des Gemeindelebens. Dort tagte der Synagogenrat, dort fanden

Feste und Versammlungen statt. Die Existenz eines Israelitischen Frauenvereins ist ab 1887 bezeugt; langjährige Vorsitzende war Henriette Bloch, Ehefrau von Robert Bloch und Mitinhaberin des Bankhauses Bloch, deren soziales Engagement 1912 von „Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden“ mit der Verleihung der Friedrich-Luisen-Medaille gewürdigt wurde.<sup>58</sup> Im Gebäude wohnte außerdem das Kantorenehepaar. Der Kantor erteilte Schul- bzw. Religionsunterricht; 1832 wurde zusätzlich eine israelitische Konfessionsschule eingerichtet.<sup>59</sup> Das Kantorenehepaar nahm Knaben „in Pension“ auf.<sup>60</sup> Mit der wachsenden Zahl der Gemeindeglieder wurde es in den 1880er-Jahren immer enger im Gebäude.

**Pension!**

Knaben, welche die hiesigen Lehranstalten (Progymnasium, sechsclassige höhere Bürgerschule, Kunstgewerbeschule) besuchen, finden beim Unterzeichneten Aufnahme, gewissenhafte Pflege und Uebervachtung, Nachhilfe im Unterrichte, sowie jede gewünschte Unterweisung in den israel. Religions- und Schriftfächern.

Nähere Auskunft haben die Güte zu erteilen:  
**Herr Dr. Schneider**, Director des Progymnasiums und der höheren Bürgerschule hier;  
**Herr Dr. Schwarz**, Stadt- und Bezirksrabbiner in Karlsruhe.

**Cantor E. Bloch**,  
 Hauptlehrer an der höheren Bürgerschule  
 in **Pforzheim** (Baden).

(7024)

Abb. 7: Inserat des Kantors Emil Bloch zur „Pension“ in der Synagoge.

Quelle: *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 20.08.1878, s. Anm. 60.



Abb. 8: Alter Jüdischer Friedhof von 1846 an der Eutinger Straße nach der Wiederherstellung, Pforzheim, 2004.

Quelle: Christoph Timm.

1846 erwarb die jüdische Gemeinde ein Grundstück außerhalb der Stadt an der Eutinger Straße, um einen eigenen Friedhof anzulegen; dieser wurde 1878 durch den „Friedhof auf der Schanz“ abgelöst.

Das 1859 erstmals erschienene *Adressbuch* enthält aufschlussreiche Informationen dazu, welche Herren damals im *Israelitischen Synagogenrath* Verantwortung trugen: „Hr. Louis Nathan Lay, Kaufmann, Vorsteher; Heinrich Herz, Kaufmann; Aron Rothschild, Wild-

mannswirth; Ad. Homberger, Kaufmann, Rechner. – Vorsänger: Hr. Gideon Bloch, Lehrer. – Israelitischer Schatzungsrath: Hh. Heinrich Herz, Kaufmann; Leopold Lehrfeld, Bijouteriefabrikant; Joseph Schlesinger, Bijouteriefabrikant; Adolf Homberger, Kaufmann; Seligmann Moser, Schneidermeister; Aron Rothschild, Wildmannswirth.“

### „... ein verehrter Lehrer und Vorbeter“ – Die Synagoge als Lehrhaus und Ort der Assimilation des jüdischen Bürgertums

Mit der Synagoge etablierte die (bereits seit rund 100 Jahren bestehende) jüdische Gemeinde einen Versammlungsort, der sichtbar der öffentlichen Sphäre zugeordnet war. Verborgener blieb Außenstehenden, dass sich hier nicht etwa ein Ort der Absonderung, sondern ein Ort der Emanzipation und Assimilation entwickelte. Die örtliche Gemeinde tendierte dazu, die sich bietenden Chancen zu nutzen und sich aus der traditionellen Rollenzuschreibung zu lösen, die die christliche Mehrheitsgesellschaft ihr zugewiesen hatte.

Die Entstehungsgeschichte der jüdischen Reformgemeinden kann hier aus Platzgründen nur stichwortartig skizziert werden. Ihre Wegbereiter waren Moses Mendelssohn (1729–1786) aus Dessau, der berühmte deutsch-jüdische Philosoph, der die Tora ins Deutsche übersetzte, sowie dessen nichtjüdische Freunde Gotthold Ephraim Lessing und Christian Wilhelm Dohm.<sup>61</sup> Mit seinem einflussreichen literarischen Werk verbreitete Mendelssohn im deutschjüdischen Bürgertum den Gedanken der intellektuellen Erneuerung und Aufklärung (hebräisch Haskala), das Streben nach Integration und geistiger Bildung. Die Konstituierung als religiöse Gemeinschaft, verbunden mit Bürgerrecht und kultureller Angleichung an die Mehrheitsgesellschaft sollten die herbeigesehnte gesellschaftliche Anerkennung bringen.<sup>62</sup> Erste Reformgemeinden entstanden um 1810 in Hamburg, Berlin und Frankfurt am Main.<sup>63</sup> In Baden war es der (mit dem *Judenedikt* von 1809 ins Leben gerufene) *Oberrat der Israelitischen Kultusgemeinde*, der sich für entsprechende Reformen stark machte. Naphtali Epstein (1782–1852), der Geschäftsführer des Oberrats, hatte als erster badischer Jude in Heidelberg an der Universität studiert. Epstein betonte die traditionelle Bedeutung der Synagoge als Lehrhaus (Schule) und Ort der Bildung und trieb eine Reform des jüdischen Kultus- und Bildungswesens voran. Insbesondere setzte er sich für die Anstellung akademisch vorgebil-

deter Kantoren und Rabbiner ein, die sich mit Pfarrern der christlichen Konfessionen vergleichen konnten.<sup>64</sup> Bald entstanden in etlichen badischen Städten Reformgemeinden, Teile der Liturgie wurden verdeutscht, Synagogenchöre ins Leben gerufen, deutschsprachige Gebet- und Gesangbücher eingeführt. Naphtali Epsteins größter Erfolg war die Errichtung und Finanzierung eines öffentlichen jüdischen Schulwesens. Mit dem bereits erwähnten Start der israelitischen Konfessionsschule in Pforzheim (1832) zeigten sich vor Ort erstmals die Auswirkungen der Reformbewegung. Als die Stadt Pforzheim 1849 eine öffentliche Höhere Töchterschule (heute Hilda-Gymnasium) gründete, „um allen Eltern [Gelegenheit zu verschaffen], die für ihre Töchter eine höhere Ausbildung wünschen, als die Volksschule sie gewährt“, waren von Beginn an auch Mädchen aus der *Israelitischen Religionsgemeinschaft* dabei. Ein Schulheft von Marie Hochstädter aus dem Jahr 1854 fand den Weg ins Pforzheimer Stadtarchiv.<sup>65</sup>

Das Amt des Kantors und Lehrers in Personalunion an der Synagoge übte zunächst ein Herr Schlenker aus<sup>66</sup>, ihm folgte 1875 Gideon Bloch (1807–1886); dessen Grabstein von 1886 an den „verehrten Lehrer, Vorbeter und reinen Treuhänder unserer Gemeinde“ mit einer entsprechenden Inschrift erinnert. Etwas mehr bekannt ist über den Nachfolger Emil Bloch (1834–1893), der reformfreudig einen Synagogenchor ins Leben rief und nach Einführung der Simultanschule (1876) auch im staatlichen Schuldienst an der Realschule in der Hohlstraße (und an der Höheren Töchterschule?) tätig war. Bloch erlebte noch die Einweihung der neuen Synagoge und verstarb 1893 überraschend im 59. Lebensjahr. „Die israelitische Gemeinde“, so hieß es in der *Allgemeinen Zeitung des Judentums*, „verliert an



Abb. 9: Anzeige zur Religionsschul- und Vorsängerstelle.

Quelle: *Allgemeine Zeitung des Judentums*, 17.11.1874.

dem Verstorbenen einen in jeder Beziehung hochachtbaren, mit großem Wissen begabten Lehrer und Kantor. Die große Beteiligung an seinem Leichenbegängnis seitens aller Konfessionen war ein Beweis dafür. [...] Ehre seinem Andenken“.<sup>67</sup>

Letztes Gemeindeereignis in der alten Synagoge war die Stiftung einer Tora-Rolle im November 1889 durch den Fabrikanten Emanuel Joseph: „Unter großer Feierlichkeit und Beteiligung der israelitischen Gemeindemitglieder wurde die Tora-Rolle geweiht. Herr Kantor E. Bloch hat bei dieser Gelegenheit eine [...] Rede gehalten, die allgemein Beifall gefunden [hat]. Die hiesige Gemeinde ist im Begriffe, ein neues Gotteshaus zu erbauen. Bereits haben die Gemeinde-Mitglieder bedeutende Spenden zu Anschaffungen für die neue Synagoge gemacht.“<sup>68</sup>

## Bijouteriefabrikant Kuppenheim und Leopold Lehrfelds Gold- und Silberscheideanstalt – Die Mitwirkung jüdischer Firmeninhaber in der Schmuckindustrie

Die *Adressbücher* der Stadt (ab 1859) erlauben einen erhellenden Einblick in die Entwicklung von Stadtgesellschaft, Kultur und Wirtschaftsleben. Ein besonderes Augenmerk galt damals dem aufstrebenden produzierenden Gewerbe der „Bijouteriefabriken“ – insgesamt 206 von ihnen wurden im ersten *Adressbuch 1859* in einem gesonderten Verzeichnis präsentiert.<sup>69</sup> Namentlich die alteingesessene jüdische Familie Schlesinger hatte inzwischen den Einstieg in die Industrie gefunden: Samuel B. Schlesinger begründete 1855 in der Leopold- und Brüderstraße eine bis in die 1930er-Jahre bestehende Bijouteriefabrik (zuletzt in der Grünstraße 5).<sup>70</sup> Auch die Familie Straus wurde aktiv, sie startete ihr Unternehmen im Gebäude der Witwe des Eisenhändlers L. M. Kulsheimer in der Barfußbergasse A38.

Ein Neuankömmling in der aufstrebenden Stadt hieß Lehmann Kuppenheim – der Nachname verweist auf seinen Herkunftsort, den Vornamen änderte er bald in Ludwig bzw. Louis. 1854 stieg Kuppenheim in die Bijouteriefabrik von Heinrich Witzenmann ein (vermutlich als dessen Kompagnon), die ihren Sitz damals im August-Kayser'schen Geschäftshaus am Marktplatz hatte. Die Heirat mit Berta Levinger aus Karlsruhe brachte Geld ins Haus, und 1857 gründete Kuppenheim seine eigene Schmuckfirma, die 1886 in ein kaum weniger prominent gelegenes klassizistisches Eckgebäude an der Stra-

Abb. 10: Eheleute Berta geb. Levinger und Louis Kuppenheim, Fotografie um 1860.

Quelle: Familienarchiv Caroline Kuppenheim, Christoph Timm überlassen.



ße nach Durlach umzog und sich zu einem namhaften Familienunternehmen für Modeschmuck mit Filiale in Paris (an der Rue de Richelieu) weiterentwickelte.<sup>71</sup> 1867 nennt das *Adressbuch* Louis Kuppenheim als Mitglied im Synagogenrat, zehn Jahre später gehörte er zu den Gründungsmitgliedern des Kunstgewerbevereins.

Zur Gruppe der Zuwanderer gehörte auch Leopold Lehrfeld aus der Stadt Tarnow (damals österreichisches Galizien, heute Polen), der 1842 das Stadtbürgerrecht erwarb. Im *Adressbuch 1859* ist er als Mitglied des Schatzungsrats der *Israelitischen Gemeinde* und als Inhaber einer Bijouteriefabrik (Brückenstraße D68) aufgeführt. 1858 wagte Lehrfeld einen Neustart und bat um die Konzession zum Betrieb einer Gold- und Silberscheideanstalt. In den *Adressbüchern 1867 und 1870* warb Lehrfeld mit großformatigen



Abb. 11: Der Marktplatz Pforzheim mit dem hochragenden Geschäftshaus von August Kayser, Markplatz 10, um 1850.

Quelle: Ausschnitt aus der Lithografie von C. Obach.

Geschäftsanzeigen für seine Gründung, die sich in der Westlichen Karl-Friedrich-Straße erfolgreich etablierte und für die Schmuckbranche durch Aufarbeitung von Edelmetallen mit innovativen chemischen Verfahren einen unverzichtbaren Beitrag leistete.<sup>72</sup>

### „... dass der Einzelne drei bis vier Sprachen beherrscht“ – Unternehmer, Großhändler und Bankiers jüdischer Herkunft in der Schmuckbranche

Bis zum Ende des Jahrhunderts sollte die Zahl der Betriebe der Schmuckbranche auf rund 550 anwachsen<sup>73</sup>, bei denen es sich durchweg um mittelständische Familienbetriebe handelte, davon vielleicht ein Dutzend mit jüdischen Firmeninhabern. Doch diese Zahlen besagen wenig über die oft engen organisatorischen und personellen Verflechtungen zwischen den Firmen mit Inhabern unterschiedlicher Konfessionen und ihren Beschäftigten. So gab die einflussreiche Familie Witzenmann – wie bereits oben

erwähnt – dem Newcomer Kuppenheim 1854 eine Chance. Es gab Kooperation wie zwischen den Familien Straus und Schütz: So trat Hugo Straus, Spross einer alteingesessenen jüdischen Familie, 1899 als Prokurist in die von einem christlichen Inhaber 1859 gegründete Firma Heinrich Schütz ein und leitete deren brasilianische Zweigniederlassung in Pernambuco. Nach dem Tod des Gründers übernahm er 1907 die Firma mit ihren bis zu 180 Beschäftigten und führte sie unter dem traditionellen Namen weiter, übergab sie schließlich 1936 unter dem Druck der NS-Rassenpolitik an seinen nichtjüdischen Prokuristen Fritz Krämer, um selbst mitsamt Familie nach Brasilien zu emigrieren.<sup>74</sup>

Die kapitalistische Industriekultur mit ihrer nach englischem Vorbild liberalisierten Wirtschaft erwies sich als Treiber gesellschaftlichen Wandels: In der Schmuckindustrie, die frei war vom Zunftzwang, spielten Abstammung, Herkunft und Konfessionszugehörigkeit keine entscheidende Rolle. Um ein Unternehmen erfolgreich zu führen, brauchte man keinen Meisterbrief, wohl aber kaufmännische Fähigkeiten und Zugang zu Kapital. Das eröffnete der jüdischen Minderheit und den Zuwanderern die Chance, im Wirtschaftsleben mitzuarbeiten und gesellschaftliche Anerkennung zu finden.

Wichtige Akteure im Netzwerk der mittelständischen Schmuckbranche waren die Kreditgeber, die die erforderlichen Rohstoffe, Devisen und Kredite für Investitionen beschafften. Anfangs halfen einige Karlsruher Geldinstitute, die im frühen 19. Jahrhundert den Wandel von Hoffaktoren zu Privatbanken vollzogen hatten, namentlich Salomon Haber und Jakob Kusel.<sup>75</sup> Ab Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich Pforzheim selbst zum Bankenplatz: Mehrere ortsansässige Geschäftsleute jüdischer Herkunft wagten den Sprung ins Geldgeschäft: Nathan Wolf gründete 1842 die erste Privatbank der Stadt.<sup>76</sup> Ihm folgten Achill Kuhn (um 1860), Julius Kahn & Cie. (1864)<sup>77</sup>, Robert Bloch (1867) und Emil Fuld (1897); um 1900 hatten somit vier der acht Banken jüdische Inhaber.<sup>78</sup>

Zum Pforzheimer Urgestein zählten die beiden Bankiersfamilien Bloch und Kahn: Die Privatbank Bloch erlosch 1939 durch die vom NS-Regime erzwungene Enteignung (sog. „Arisierung“ zugunsten der Landesbank für Haus- und Grundbesitz) und ging damit in der heutigen Volksbank Pforzheim auf.<sup>79</sup> Das Bankhaus Kahn hingegen fusionierte 1907 mit der Rheinischen Kreditbank, die wiederum 1929 mit der Deutschen





Abb. 12: Bankhaus Josef Bloch (gegründet 1867), Dillsteiner Straße 3, Pforzheim, Postkarte um 1910.

Quelle: StAPf, Bauakte, Anlage 1 zum Schreiben der Firma Bloch, 02.05.1938, unbekannter Fotograf.

Bank und Diskontogesellschaft zusammenging.<sup>80</sup> Als Direktor der Filiale fungierte weiterhin Hermann Kahn, einer der Söhne des Firmengründers, der im Firmengebäude der Kahn-Bank von 1889 am Leopoldplatz (Westliche Karl-Friedrich-Straße 49a<sup>81</sup>) bis zu seiner Emigration (1934) das lokale Wirtschaftsleben förderte; sein Name blieb in der lokalen Erinnerung verbunden mit dem „Kollmar-Dollar“, der in der Inflationszeit (1923) als örtliche Ersatzwährung diente.<sup>82</sup> Zum baukulturellen Erbe der Stadt zählt die 1899 erbaute Villa des Bankmitinhabers Adolf Kahn, die mitsamt Garten und Autohalle erhalten blieb; auch das prachtvolle Familiengrabmonument auf dem Jüdischen Friedhof legt Zeugnis ab von der kaum zu überschätzenden Bedeutung dieser Familie für die Stadt des Schmuckhandels.

Dank Liberalisierung des Handels, Zollunion, Anschluss ans Eisenbahnnetz, Ausbau des Kommunikationsnetzes und eigenen Anstrengungen gelang es den Akteuren der

Pforzheimer Schmuckbranche, Absatzmärkte im globalen Maßstab zu erschließen und ihre Produkte auf nationalen und internationalen Ausstellungen zu präsentieren. So entwickelte sich der Handel mit Schmuck neben der Fabrikation zum systemrelevanten Standbein einer stark auf den Export ausgerichteten Branche. In dieser Geschäftssparte brachten neben Italienern wie dem Korallenhändler Giacomo Brancaccio<sup>83</sup> insbesondere Pforzheimer jüdischer Herkunft wie zum Beispiel der Edelstein- und Perlenhändler Leopold Landau<sup>84</sup> spezielle Kompetenzen in das arbeitsteilige Netzwerk ein: Expertise, Sprachkenntnisse, Geschäftskontakte, Erfahrungen im Import- und Exportgeschäft. Dazu ein beispielhafter Lebenslauf: Louis Kuppenheim jun., ausgebildet in England, Spanien, der Schweiz und USA, gründete 1928 in Paris eine Import- und Exportfirma für Schmuck und Uhren und übernahm die Generalvertretung der Pforzheimer Firma Gebr. Kuttroff.<sup>85</sup> Kaum verwunderlich, dass in der von Brändle (1985) zusammengestellten „Liste jüdischer Mitbürger“ häufig Berufsbezeichnungen wie Kaufmann, Exporteur, Schmuckwaren-Großhandel, Edelsteinhändler, Handelsvertreter auftauchen.<sup>86</sup>

Nahezu sämtliche Bijouteriefabriken waren auf internationale Kundschaft eingestellt; manche hatten eigene Exportabteilungen, um den Schwerpunkt ihrer Geschäftstätigkeit optimal der jeweiligen Marktlage anpassen zu können. Im Ruf großen Reichtums standen zum Beispiel die Brüder William und Rudolf Posner, zugezogen aus Breslau, Inhaber der 1899 gegründeten Firma William Posner, Silber- und Alpakawarenfabrik und zugleich Schmuckwarengroßhandlung (s. Kap. 5.1).<sup>87</sup> Ausländische Geschäftsreisende kamen in großer Zahl ihrerseits nach Pforzheim, um Schmuckkollektionen zu begutachten oder zu ordern und nebenher den Black Forest zu erleben. In ihrer „GOLDENEN ZEIT“ um 1900 verströmte die Industrie- und Handelsstadt an der Pforte zum Schwarzwald tatsächlich einen Hauch von Kosmopolitismus: „Groß ist die Zahl der Einkäufer“, so heißt es in einer Reportage aus dem Jahr 1898, „die beständig aus allen Landen nach Pforzheim kommen, und interessant auch der rege Verkehr, der sich in den Hotels der Stadt zwischen Käufern und Verkäufern entwickelt. Und letzterem kommt dabei sehr die Kenntnis fremder Sprachen zu statten, die in Pforzheim mehr als anderswo verbreitet sind. Dass der Einzelne drei bis vier Sprachen beherrscht, englisch und französisch voran, dann spanisch und italienisch, auch portugiesisch, ist keine Seltenheit und mit Hilfe dieser Kenntnisse wird es dem Pforzheimer Fabrikanten nicht schwer, seinen Platz im Exporthandel zu behaupten.“<sup>88</sup>

## „Goldwarenfabrik mit elektrischem Betrieb“ – Die Welt bewundert Pforzheims Aufstieg

Die Welt bewunderte Pforzheims rasanten Aufstieg zur Metropole der Schmuckwarenindustrie und des Schmuckhandels im 19. Jahrhundert. Durch Zuwanderung aus dem ländlichen Umland wuchs die Stadt zusehends ins Umland, das Stadtzentrum zeigte sich zu Stoßzeiten atemberaubend überfüllt. Eine umfangreiche Bautätigkeit lockte Arbeitssuchende sogar aus Norditalien an; aufgrund der Nachfrage nach Baustoffen stiegen einzelne jüdische Familien aus Königsbach in den Großhandel mit Eisen ein und ließen sich in Pforzheim nieder, darunter die Kilsheimer, Reutlinger und Tiefenbronner (s. Kap. 2.4). Bis 1910 erhöhte sich die Zahl der Einwohner auf 69.082, von denen 766 der mosaischen Konfession angehörten. Zwei von ihnen, der Fabrikant Emil Schlesinger und der Bankdirektor Julius Kahn, wirkten als Stadtverordnete in der Kommunalpolitik mit (Stand 1893<sup>89</sup>); 1911 wurde David Sommer, der Lehrer und Kantor der jüdischen Gemeinde, ins Stadtparlament gewählt.<sup>90</sup>

Der weitsichtige Bau eines Elektrizitätswerks (1893) bot den örtlichen Bijouteriefabriken sehr früh die Option der Umstellung auf elektromaschinellen Antrieb. Zur gleichen Zeit verbreitete sich der industriell hergestellte Werkstoff Doublé, der die Herstellung von preiswerten Massenartikeln erlaubte, deren Vertrieb die neuartigen Warenhäuser übernahmen. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs (1914) sicherten dieser Technologievorsprung und ein gut ausgebildetes Reservoir an Arbeitskräften dem Industriestandort einen Vorteil gegenüber der ausländischen Konkurrenz.

Die Leopoldvorstadt (so 1830 benannt) entwickelte sich zunächst längs der Durlacher Straße zum betriebsamen Geschäftsviertel, nach Inbetriebnahme des Bahnhofs (1861) auch rund um den neu angelegten Luisenplatz – vom Volksmund wurde die neue westliche Vorstadt „Millionenviertel“ getauft. Dort bildete sich eine für die Branche typische, städtebaulich verdichtete Mischstruktur von Wohnen und Arbeiten heraus. Besonders an der Durlacher Straße reihten sich namhafte mittelständische Firmen der Schmuckbranche auf. Einzig der am spätesten bebaute Westzipfel zwischen Durlacher- und Maximilianstraße entging der Kriegszerstörung beim Luftangriff am 23. Februar 1945: Dort war der Standort einiger Firmen mit Inhabern jüdischer Herkunft: Schütz, Lay, Ballin, Rothschild, Posner, Kuppenheim und Maier.



4421. Pforzheim, Karl-Friedrichsstraße in d. Mittagsstunde.

Abb. 13: Westliche Karl-Friedrich-Straße in der Mittagsstunde, Pforzheim, um 1905.

Quelle: StAPf, S1-08-W-029-R-063, Foto Gustav Kraft.



*Abb. 14: Fabriksaal der Firma Louis Kuppenheim, Durlacher Straße 69, Pforzheim, um 1905.*

*Quelle: StAPfS1-19-006-R-048; Deutsche Goldschmiede-Zeitung, Jg. 1906, Nr. 27, Abb. S. 227a, unbekannter Fotograf.*

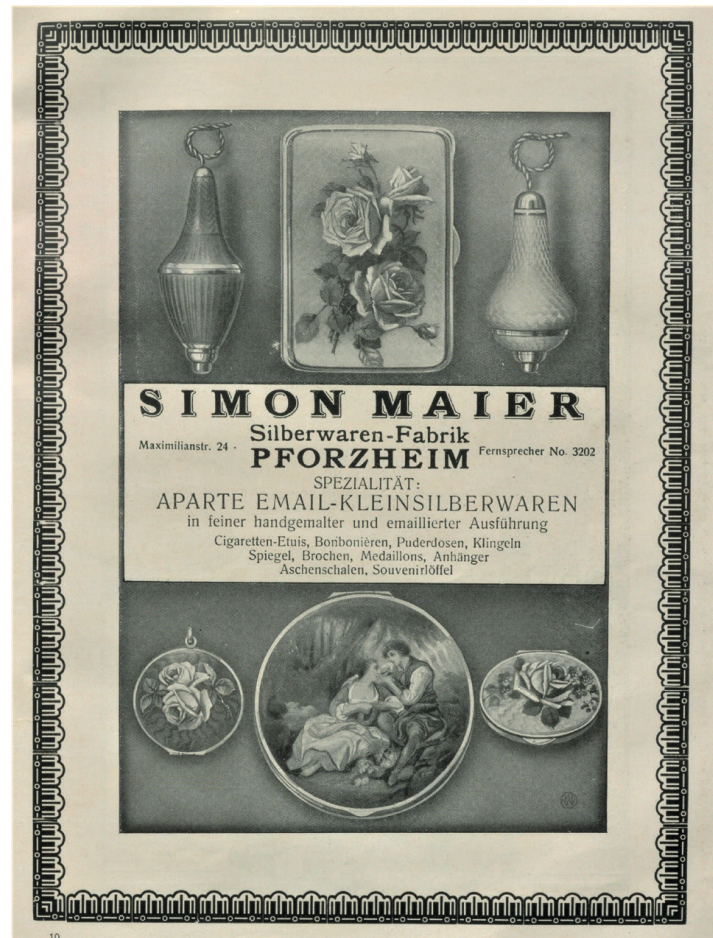
So ließ sich der Ring- und Bijouteriefabrikant Emil Rothschild, Nachfahre einer alt-eingesessenen Pforzheimer Familie, 1906 seinen Firmensitz als Mietfabrikgebäude „mit elektrischem Betrieb“ in moderner Stahlbetonskelettbauweise errichten, wobei der lange Hinterflügel die gesamte Grundstückstiefe ausfüllte.<sup>91</sup> Die Torhalle als Zugang wurde mit Gewölben geschmückt, die sich vom Treppenhaus des bekannten Rothschild-Palais in Frankfurt a. M. inspiriert zeigen. Das Gebäude wurde als Zeuge historischer Industriekultur restauriert. Auf das direkte Nachbargrundstück verlegten zuvor 1901 die drei Söhne Albert, Hugo und Moritz Kuppenheim den Standort der (1945 kriegszerstörten) Bijouteriefabrik Louis Kuppenheim.<sup>92</sup>

Neue urbane Wahrzeichen im Stadtzentrum entstanden in der wilhelminischen Kaiserzeit mit repräsentativen Gebäuden wie der Kunstgewerbeschule mit Kunstgewerbeverein (1877 / Neubau 1911), der katholischen Franziskuskirche (1891), der Synagoge (1892), der evangelischen Stadtkirche (1899) und dem Saalbau (1900). Der renommierte Architekt Robert Curjel (1859–1925) aus Karlsruhe, geboren als Sohn jüdischer Eltern in St. Gallen (Schweiz)<sup>93</sup>, entwarf das vornehme Gebäude der Reichsbankfiliale

Abb. 15: Inserat der Firma Simon Maier, Maximilianstraße 24, Pforzheim, ohne Jahr.

Quelle: Pforzheim 1922 (s. Anm. 136).

in der Emilienstraße (um 1909), dazu eine Villa für die Familien Kuppenheim an der Wilferdinger Straße (1906) und ein Landhaus in Würm. In der Südweststadt kam ab 1900 ein Villenviertel am Rodrücken hinzu, in dem auch einzelne Unternehmerfamilien jüdischer Herkunft repräsentative Gebäude bauten oder erwarben.



### „... auch hier eine judenfeindliche Partei“ – Antisemitismus im Kaiserreich und „in der Stadt Reuchlins“

Die Integration der jüdischen Minderheit in das Wirtschaftsleben schien im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts in Pforzheim weit vorangeschritten. Andernorts jedoch verbreitete sich im Deutschen Reich der politisch organisierte und agitierende Antisemitismus, der im Reichstag eine Bühne suchte.<sup>94</sup> Sein prominentester Vertreter war Adolf Stoecker in Berlin, der Hofprediger der kaiserlichen Familie, der in der judenfeindlichen Tradition Martin Luthers „die Juden“ zu Sündenböcken für die Auswüchse des liberalistischen Wirtschaftssystems erklärte und 1878 eine antisemitische Partei gründete, die mit alten bösen Verschwörungsmymen auf breite Resonanz stieß. Die badischen Juden waren schockiert, als auch in Heidelberg eine antisemitische Zeitung gegründet wurde und Publizisten mit Hassbotschaften auf Tournee im Großherzogtum gingen, um gegen „die Juden“ zu hetzen.<sup>95</sup>

„Die antisemitische Bewegung anfangs der 90er-Jahre schuf auch hier eine judenfeindliche Partei“, so registrierte Aloys Stolz 1901 rückschauend in seiner Pforzheimer Stadtgeschichte, „welche aber trotz der Bemühungen ihrer Führer Ahlwardt und Liebermann vom Sonnenberg keinen Boden gewinnen konnte.“<sup>96</sup> Aus der orthodoxen Zeitschrift *Der Israelit* erfährt man, dass in Pforzheim am 17. November 1891 – damals waren die Bauarbeiten zur neuen Synagoge schon weit gediehen – eine gut besuchte „Protestveranstaltung“ unter Leitung des angesehenen (nichtjüdischen) Pforzheimer Fabrikanten Ferdinand Kiehle stattfand. Die örtliche Geistlichkeit hielt sich zurück, es sprach der aus Neureut bei Karlsruhe extra angereiste protestantische Pfarrer Karl Grübner, der „an der antisemitischen Presse“ scharfe Kritik übte und betonte, „Religion soll nicht trennend, sondern verbindend sein“. Die Versammlung schloss „mit einem begeistert aufgenommenen Appell an die Einigkeit und den Frieden des Zusammenlebens und einer Aufforderung, dem antisemitischen Treiben energischen Widerstand zu leisten, was in der Stadt Reuchlins doppelte Pflicht“ sei.<sup>97</sup>

### „Unser Glaube ist der jüdische, aber unsre Nationalität ist die deutsche“ – Die Synagogengemeinschaft 1892 zwischen Assimilation und Selbstbehauptung

Weil die Zahl der Gemeindeglieder anwuchs, fasste der Synagogenrat den Entschluss, ein größeres und repräsentativeres Gemeindezentrum mit Synagoge, Kantorat und Gemeindehaus müsse her. 1889 wurde ein geeignetes Grundstück im gründerzeitlichen Erweiterungsbereich der Innenstadt erworben, welches nach Süden an den Mühlkanal und an die Zerrennerstraße angrenzte; am 3. Juni 1891 wurde der Grundstein gelegt.<sup>98</sup> Im Jahr 1892, so berichtete Aloys Stolz in seiner *Geschichte der Stadt Pforzheim*, „wurde die neue, von Professor Levi in Karlsruhe und Architekt Klein hier erbaute Synagoge, welche 200 000 Mark kostete, unter Beteiligung der staatlichen und städtischen Behörden, sowie der Geistlichkeit anderer Bekenntnisse feierlich eingeweiht. Sie ist im maurisch-gotischen Stile gebaut und bildet eine Zierde der Stadt [...] Die israelitische Gemeinde zählt 435 Seelen.“<sup>99</sup>

Wie in Pforzheim wurde die Einweihung der Synagoge in allen Städten groß gefeiert.<sup>100</sup> In seiner Einweihungsansprache am 27. Dezember 1892 erinnerte der Karlsruher Stadtrab-

biner Dr. Adolf Schwarz an die lange Tradition jüdischer Frömmigkeit sowie an die Vision des dem Volk Israel verheißenen Messias. „Sammelt Euch und höret, Kinder Jakobs, höret auf Israel, Euren Vater: Einmal werde die Verlästerung des jüdischen Namens, die Schmä-  
 hung des jüdischen Glaubens endlich für immer aufhören und die Einheit des Menschengeschlechts [...] ein umfassendes“ werden. Davon würden freilich jene nichts wissen wollen, „die statt Menschenliebe Klassen- und Rassenhass predigen“ und „uns als Fremde behandeln“. Doch eins stehe fest: „Wir reden deutsch, wir denken deutsch, wir fühlen deutsch“, und in den Synagogen werde nicht nur deutsch gepredigt, dort habe „neben dem hebräischen Gebet das deutsche Lied Heimatrecht erlangt“. Sein Fazit: „Unser Glaube ist der jüdische, aber

unsre Nationalität ist die deutsche“.<sup>101</sup> Aloys Stolz notierte 1901 als wohlmeinender Beobachter in seiner Chronik: „Die israelitischen Bürger unserer Stadt sind zumeist wohlhabend: ihre Anteilnahme am Gemeindeleben [Anm. d. Verf.: am gesellschaftlichen Leben] steht nicht hinter jener anderer Konfessionen zurück, und ihr Verkehr mit diesen war stets ein loyaler. [...] An die israelitische Gemeinde schließen sich an: der israelitische Armenverein, der israelitische Frauenverein und der israelitische Wohltätigkeitsverein.“<sup>102</sup>



Abb. 16: Synagoge, Südwestansicht, Zerrennerstraße 28, Pforzheim, ca. 1895.

Quelle: Ziwes 1997, Nr. 12 (s. Anm. 105), unbekannter Fotograf.





Abb. 17: Sederabend im Gemeindehaus der Synagoge, Pforzheim, 1934.

Quelle: Brändle 1990, S. 44 f. (s. Anm. 1), Foto Eleonore Peritz; StAPfS1-04-044-R-029-1934-sederfeier-gemeindehaus.

## „Eine Zierde der Stadt“ – Die Synagoge von 1892 in der Sprache der Architektur

Das 19. Jahrhundert war in ganz Deutschland die große Zeit des Synagogenbaus. Die Gemeinde in Pforzheim entschied sich, die Entwurfsarbeit dem pfälzisch-jüdischen Architekten Professor Ludwig Levy (1854–1907) anzuvertrauen, der als Dozent an der Staatlichen Baugewerkschule in Karlsruhe lehrte und kurz zuvor die Synagoge in Kaiserslautern entworfen hatte.<sup>103</sup>

Auch in Pforzheim scheute der Gemeindevorstand weder Kosten noch Mühen, um ein würdiges Gotteshaus zu errichten. Mit seiner halbfreien Lage und seinen Kuppeln brachte das Bauwerk einen Hauch von Exotik ins Stadtbild; auf Bildpostkarten verbreitete sich das Motiv bald über die Stadt hinaus. Die beiden von Levy entworfenen Synagogen in Pforzheim und Kaiserslautern zeigten einige Verwandtschaft. Die prägnante Formensprache dieser beiden Kultbauten mit ihren roten und grünen Mauerschichten, Kuppeln und bekrönenden Zinnenreihen ging unverkennbar zurück auf auswärtige



Abb. 18: Bildpostkarte mit den beiden neuen Pforzheimer Wahrzeichen: Evangelische Stadtkirche und Synagoge, um 1901.

Quelle: alemannia-judaica, unbekannter Fotograf.

Vorbilder, die heute zum geschätzten Kulturerbe gehören: Die Große Synagoge in Budapest, eingeweiht 1859 (ein Werk des österreichischen Architekten Ludwig Förster), und die Neue Berliner Synagoge an der Oranienburger Straße, eingeweiht 1866. Der maurisch-gotische Stil, in dem sich auch diese beiden Gotteshäuser im Sinne des Historismus präsentierten, gingen wiederum zurück auf das akademische Vorbild der weithin berühmten Alhambra in Granada, die man im Zeitalter des Historismus zum Symbol des „GOLDENEN ZEITALTERS“ religiöser Toleranz zwischen Muslimen, Christen und sephardischen Juden unter islamisch-maurischer Herrschaft verklärte. Zudem konnte man die bildbestimmenden Kuppeln als Hinweis lesen auf den zerstörten Tempel in Jerusalem, an dem sich jeder Synagogenbau orientieren sollte.<sup>104</sup>

Den Innenraum der Synagoge erreichten Besucher auf einem Fußgängersteg über den straßenbegleitenden Mühlkanal hinweg. Die Eingangstüren am Fuß des westlichen Eckturms waren gerahmt von einem Portikus und bekrönt von den stilisierten Gebotstafeln mit den hebräischen Satzanfängen der Zehn Gebote.



Abb. 19: Synagoge, Innenraum in östliche Richtung gesehen, Pforzheim, ca. 1895.

Quelle: Ziwes 1997, Nr. 13 (s. Anm. 105), unbekannter Fotograf.

Eine 1995 bekannt gewordene Fotografie vermittelt eine Vorstellung vom Innenraum.<sup>105</sup> Dieser strebte mit Rundbögen und Kuppel feierlich in die Höhe. Die Wandflächen waren mit reichem Schmuck gemalter Ornamente überzogen. Das Bankgestühl bot einen von damaligen Kirchenräumen her vertrauten Anblick: Es war nach Osten ausgerichtet auf eine halbrunde Apsis, in der über Stufen erhöht altarähnlich der Tora-Schrein stand, davor die Kanzel (hebräisch Bima) für den Vorsänger bzw. Prediger. Auf drei Seiten hatte der Raum Emporen; auf der Westempore gab es freistehend eine Orgel.<sup>106</sup>

Die Architektur der Synagoge

bot damit eine Synthese zwischen Selbstbehauptung (in der äußeren Gestalt) und Annäherung an zeitgebundene kirchliche Formen (im Innenraum).

## Händel, Sulzer, Beethoven – Musik in der Synagoge

Musikalisch eingeleitet wurde die Einweihungszeremonie am Dienstag, 27. Dezember 1892 von einer Chorpartie aus dem Oratorium *Samson* des Komponisten Georg Friedrich Händel („Höre, Jakobs Gott, o Ewiger, hör“) unter Mitwirkung von zwei weltlichen Pforzheimer Gesangvereinen. Kantor Bloch rezitierte im Anschluss unter Mitwirkung des Synagogenchors das Mittagsgebet auf Hebräisch (Mincha-Gebet), dann brachten die vier ältesten Gemeindeglieder gemeinsam mit Stadtrabbiner Dr. Adolf

Schwarz die Tora-Rollen zum Tora-Schrein. Den Abschluss bildete ein weiterer Auftritt des Synagogenchors mit Kompositionen von Salomon Sulzer („Die Lehre des Ewigen ist ohne Tadel“) und Ludwig van Beethoven („Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“).<sup>107</sup> Das musikalische Programm der Synagogeneinweihung zeigte die Verbundenheit der Pforzheimer Gemeinde mit der Reformliturgie, und zwar in der Nachfolge von Salomon Sulzer (1804–1890), einem seinerzeit europaweit bewunderten Komponisten und Kantor der Wiener Hauptsynagoge. Sulzer hatte 1838 die *Gesänge Zions* (hebräisch *Schir Zion*) veröffentlicht, eine Sammlung harmonisierter Synagogengesänge, die über den traditionellen Kantoren-Sologesang hinaus die musikalische Mitwirkung eines Synagogenchors vorsahen. Ein Freund Sulzers war der Komponist Franz Schubert, der 1828 das Psalmlied für den Schabbat (Psalm 92) vertonte. Die Freundschaft zwischen Sulzer und Schubert war ein frühes Indiz der Annäherung zwischen jüdischer Liturgie und sakraler christlicher Musikpraxis, die dem Bedürfnis der westeuropäischen Juden nach Emanzipation und kultureller Partizipation entsprach. Im Laufe des 19. Jahrhunderts setzten sich mehrstimmiger Gesang und Orgelbegleitung in allen Reformgemeinden durch.<sup>108</sup> In Baden trug erstmals 1855 die Orgel in der neuen Mannheimer Hauptsynagoge dazu bei, „den Gottesdienst würdiger und eindrucksvoller (zu) gestalten“.<sup>109</sup>



Abb. 20: Mitglieder des Synagogenchors im Cafe Simon, Pforzheim, ca. 1937.

Quelle: Brändle 1990, S.77 (s. Anm. 1), Foto J. Kraus; StAPf S1-04-044-R-031.

Die orthodox geprägte Zeitschrift *Der Israelit* hatte 1889 noch ihrer Hoffnung Ausdruck verliehen, die Pforzheimer Gemeinde würde auf eine Orgel verzichten<sup>110</sup>, doch Kantor Emil Bloch war offenkundig ein reformfreudiger Musiker. Zur Annäherung zwischen jüdischen und christlichen Kantoren gehörte auch, dass ein evangelischer Christ, z. B. der Kantor der Stadtkirche, am Schabbat das Orgelspiel in der Synagoge (vermutlich regelmäßig?) übernahm.<sup>111</sup>

Die Musik in der Synagoge, so äußerte sich 1893 ein Mitglied der Gemeinde in einem Leserbrief begeistert, trüge dazu bei, dass „der Gottesdienst an Feierlichkeit und Erhabenheit gewinnt und der Besuch des Gotteshauses ein regerer wird. Wohl mancher, der zuerst durch den Klang der Töne angelockt wurde, der vielleicht seit seiner Kindheit der Synagoge ferngeblieben war, hat bei dieser Gelegenheit erfahren, welch heilige, erhabene Handlung ein jüdischer Gottesdienst ist, und ist wieder das geworden, was er hätte immer bleiben sollen: Jude“. Und zu seinem Anliegen äußerte der Leserbriefschreiber weiter: „Deshalb muss der Gesang in der Synagoge gepflegt werden; aber ohne die Schönheit und packende Wirkung der alten, jüdischen Melodien unterschätzen zu wollen, muss auch dem deutschen Gesang ein breites Feld beim Gottesdienst geschaffen werden. Derselbe ist Allen verständlich, den Großen und Kleinen, Orthodoxen und freier Gesinnten, und kann deshalb den Weg zum Herzen eines Jeden finden.“<sup>112</sup> „Ich war“, berichtete 1990 ein anderer Zeitzeuge, „bei meinen Besuchen in diesem Gotteshaus vom Gottesdienst, den mein [...] Schwiegervater Hermann Marx meistens abhielt, hochbegeistert. Ich liebte die Melodien von Lewandofski und genoss die Orgelbegleitung und den Chor.“<sup>113</sup>

Die Reform des Kultus blieb zwischen reformierten und konservativ ausgerichteten Gemeinden andauernd strittig. Die Tatsache, dass der Sakralraum der Pforzheimer Synagoge gelegentlich auch für konzertante Veranstaltungen genutzt wurde, kommentierten die Anhänger der jüdischen Orthodoxie mit Kritik.<sup>114</sup> An der konservativen Haltung orientierten sich u. a. die jüdischen Gemeinden in Bretten und Königsbach<sup>115</sup> sowie eine in Pforzheim um 1905 entstandene orthodoxe Bethausgemeinschaft (s. u.).

Manche Deutsche mit jüdischen Wurzeln nutzten im Laufe des 19. Jahrhunderts die mit der Emanzipation und Assimilation gewonnenen Freiheiten, um sich konfessionell gänzlich abzunabeln oder nach dem Vorbild des Komponisten Felix Mendelssohn

zum Christentum überzutreten. Ein prominentes Beispiel aus Pforzheim sind das Ehepaar Sybilla („Lilly“) geb. Ehrmann (1868–1940) und Dr. med. Rudolf Kuppenheim (1865–1940), Letzterer ein Sohn des bereits erwähnten Schmuckfabrikanten Louis Kuppenheim, der nach dem Medizinstudium in Heidelberg den Arztberuf wählte und sich mit eigener Praxis am Marktplatz in Pforzheim niederließ. Das überaus beliebte Ehepaar war stadtbekannt: Dr. med. Kuppenheim wurde 1893 Chefarzt der gynäkologischen Abteilung des evangelischen Diakonissenkrankenhauses Siloah. Mit diesem exponierten Beschäftigungsverhältnis verbunden war die Erwartung des Übertritts in die evangelische Konfession, dem das Ehepaar Kuppenheim auch entsprach. Als Förderer der Friedhofserweiterung (Ausbau zum Hauptfriedhof 1915–1917) und Mitbegründer und Vorsitzender des Vereins für Feuerbestattung, der sich 1904 konstituierte, stand er im regen Austausch mit Vertretern der diversen kulturellen und religiösen Gruppierungen.

## Warenhauspaläste und Modegeschäfte erobern das Stadtzentrum – Die Auto-Vermietung Deutsch am Bahnhofplatz

Der Pforzheimer Wirtschaftsraum reichte am Ende des 19. Jahrhunderts bis weit in die Region hinaus. Dutzende Bauerndörfer entwickelten sich zu Arbeiterdörfern; die Einwohner arbeiteten als Pendler in den Schmuckfabriken und gaben in der Stadt viel Geld aus. Die wachsende Kaufkraft von immer mehr Einwohnern und Pendlern ließ die Nachfrage explodieren und bot verlockende Anreize zur Investition in Warenhäuser. Als Folge verwandelte sich das Stadtzentrum innerhalb weniger Jahre zur Büro-, Geschäfts- und Kaufhausmeile – und zwar unter weitgehendem Verlust des baukulturellen Erbes der Stadt.

Zwei Familien ostjüdischer Herkunft, beide aus der ehemaligen preußischen Provinz Posen, stiegen in den badischen Textilhandel ein und konkurrierten dabei: Die Familie Wronker hatte 1887 ein Textilgeschäft in Mannheim eröffnet, dem 1890 eine Zweigniederlassung am Marktplatz in Pforzheim folgte, danach etliche Filialen in weiteren südwestdeutschen Städten. Die Geschwister Knopf begannen 1881 in Karlsruhe und eröffneten 1896 ihr Pforzheimer Geschäft am Marktplatz; auch sie bauten eine Warenhauskette auf. Beide Konzerne erweiterten in Konkurrenz zueinander laufend ihr Angebot, 1911 bauten die Geschwister Knopf am Marktplatz einen sechsgeschossigen Kauf-



*Abb. 21: Erfrischungsraum im Warenhaus Gebr. Knopf, Pforzheim, um 1912.*

*Quelle: Fundaminski, S. 514 (s. Anm. 116), unbekannter Fotograf; StAPfS1-07-02-072-R-006.*

hauskomplex mit rund 4.000 qm Verkaufsfläche, der im Kontrast zur Altstadtstruktur einen ganzen Straßenblock einnahm. 1914 reagierte das Warenhaus Wronker mit einem palastartigen Warenhaus ähnlicher Größe in der Westlichen Karl-Friedrich-Straße, dem Vorläufer des heutigen Warenhauses Galeria Kaufhof.<sup>116</sup>

Weitere Ladengeschäfte verlegten sich auf bestimmte Wareensegmente, darunter etliche Textilwaren- und Schuhgeschäfte mit jüdischen Inhabern. Als beste Geschäftslage galt damals der Marktplatz (im Unterschied zur heutigen „City“). Dort hatten Kunden 1911 die Wahl zwischen dem Wochenmarkt, dem Brauereiausschank Beck, den beiden Kaufhäusern Knopf und Wronker, dem Einzelhandelsgeschäft von Gustav Feldmann (Nr. 3), den Schuhgeschäften Spier (Nr. 6, Inhaber: L. Loebenberg) und Daniel Fischl (Nr. 9); auch die Privatpraxis des Arztes Dr. Rudolf Kuppenheim lag am Marktplatz, im Haus des Stadtverordneten August Kayser (Nr. 10).<sup>117</sup> In verkehrsgünstiger Lage direkt

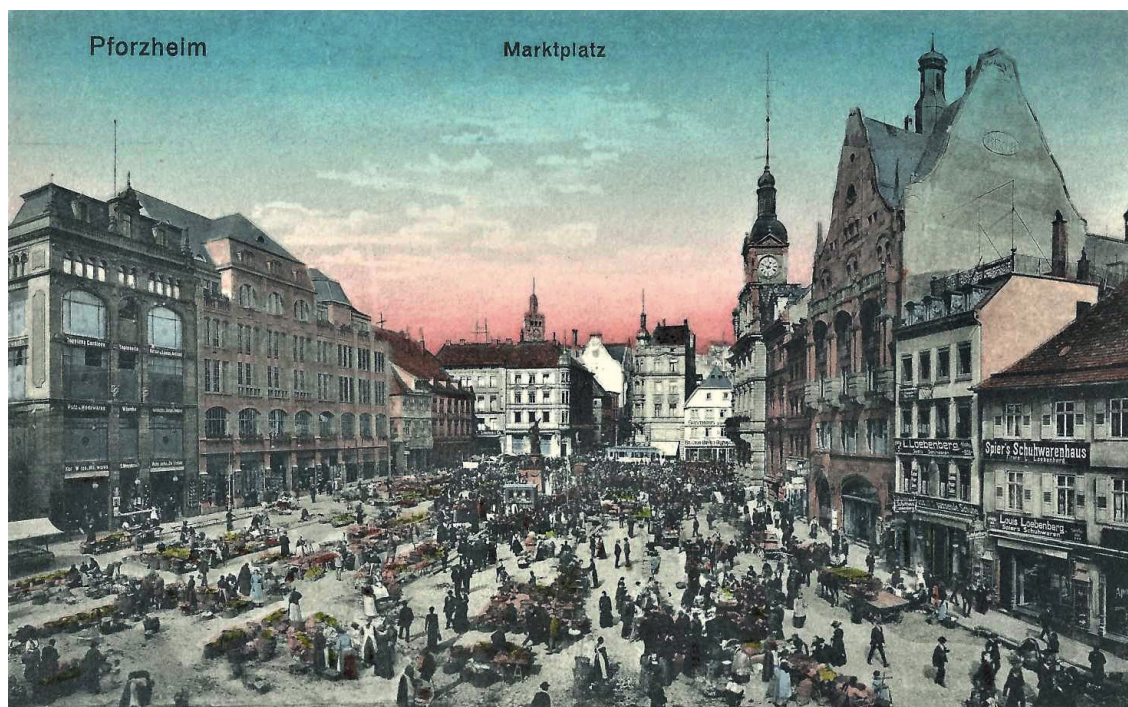


Abb. 22: Ansicht des Marktplatzes nach Norden, Pforzheim, kolorierte Postkarte, um 1912. Links im Bild (Westseite des Platzes) das frühere Gebäude des Warenhauses Wronker, daneben das neue Gebäude des Warenhauses Gebr. Knopf, rechts im Bild (an der Platzostseite) das Rathaus, der Brauereiausschank Beck und die Einzelhandelsgeschäfte von G. Feldmann (Nr. 3) und L. Loebenberg (Nr. 6).

Quelle: alemannia-judaica.

am Bahnhofplatz eröffnete um 1910 Nikolaus Deutsch, ein aus Ungarn zugewanderter deutschsprachiger Jude, einen Taxi-Betrieb sowie das erste Pforzheimer Auto-Vermietungsbüro, barrierefrei erreichbar im Erdgeschoss eines 1909 errichteten Wohn- und Geschäftshauses. Das zugehörige Automobilgeschäft mit „Garagen, Reparatur-Werkstätte, Benzintankstelle und Ölstation“ befand sich am Altstädter Kirchenweg.<sup>118</sup>

Fazit: In der späten wilhelminischen Kaiserzeit bot Pforzheim das Bild einer aufstrebenden und selbstbewusst-modernen Industrie- und Handelsstadt. Dort mischte sich eine Minderheit Alteingesessener mit einer seit Beginn des Industriezeitalters aus den ländlichen Regionen Badens und Württembergs zugewanderten Bevölkerung, dazu kamen Arbeitspendler sowie auswärtige Schmuckhändler. Das vormals protestantisch-lutherisch geprägte Gemeinwesen verwandelte sich in eine Stadtgesellschaft mit religiöser Bekenntnisvielfalt, die Strahlkraft bis weit ins Umland entfaltete.



## Pforzheimer mit jüdischen Wurzeln als Soldaten im Ersten Weltkrieg (1914–1918)

Als Soldaten im Ersten Weltkrieg (1914–1918) gaben etliche Pforzheimer jüdischer Konfession ihr Leben für das Vaterland.<sup>119</sup> Eine Gedenktafel für elf der Gefallenen aus Pforz-



Abb. 23: Jüdischer Friedhof Karlsruhe (Bestandteil des Hauptfriedhofs), Bronzetafel aus der Pforzheimer Synagoge als „Ehrentafel / in dankbarer Erinnerung an unsere im Weltkrieg 1914–18 gefallenen Helden / gestiftet von Familie Eugen Rothschild“; mit den Namen Max Bonheim, Hugo Emsheimer, Hans Fuld, Julius Heilbrun, Louis Hilb, Fritz Kahn, Bernhard Levidé, Moritz Maier, Julius Marx, Ludwig Metzger, Fritz Sundheimer.

Quelle: Greschat / Groh 2011, Dokumentation, S. 36 (s. Anm. 1), Foto Bernhard Friese.

heim befindet sich auf dem Jüdischen Friedhof in Karlsruhe (Bestandteil des dortigen Hauptfriedhofs), die offenbar aus der 1938 geschändeten Pforzheimer Synagoge stammt.<sup>120</sup>

„Das vom Großherzog von Baden gestiftete Kriegsverdienstkreuz erhielten [...] Oberamtsrichter Dr. Levis, Oberlehrer und Kantor David Sommer, Generalagent Julius Straus, Leiter des Reservelazarets Siloah Arzt Dr. Hermann Netter, praktischer Arzt Dr. Wilhelm Rosenberg, Fabrikant Artur Schlesinger und sein Bruder Unteroffizier Ludwig Schlesinger, beide zurzeit in Karlsruhe. [...] Das Kriegshilfekreuz wurde verliehen an Frau Bankier Henriette Bloch Witwe, Fabrikant Paul Joseph, Fabrikant Emil Zerninger, Fabrikant Artur Schlesinger.“<sup>121</sup> Der zum Christentum konvertierte Arzt Dr. Rudolf Kuppenheim diente im Ersten Weltkrieg als Oberstabsarzt und Chefarzt mehrerer Lazarette, u. a. an der Ostfront. Großherzog Friedrich der II. von Baden verlieh ihm 1917 den Titel Medizinalrat (s. Kap. 4.1, Abb. 5).

## Krise und Aufbruch (1) – Das Reuchlinjahr 1922 als trügerische Vision von „gleichberechtigten Gliedern der menschlichen Gesellschaft“

Der Novemberrevolution von 1918 folgte das Geburtsjahr der deutschen Demokratie in Gestalt der Weimarer Republik (1919). Zwei jüdische Rechtsanwälte und Politiker gehörten einer Übergangsregierung in Baden an: Dr. Ludwig Marum (1882–1934) aus Frankenthal und Dr. Ludwig Haas (1875–1930) aus Freiburg im Breisgau. Am 5. Januar 1919 machten Frauen und Männer in Baden erstmals gemeinsam vom allgemeinen Wahlrecht Gebrauch. Sie wählten mehrheitlich Zentrumspartei, Sozialdemokratische Partei (SPD) und Deutsche Demokratische Partei (DDP), die Parteien der politischen Mitte, und stärkten so den demokratischen Aufbruch. Mit der am 21. März verkündeten Verfassung erklärte sich Baden zur Republik. Die staatlich anerkannten religiösen Gemeinschaften wurden rechtlich gleichgestellt. Dem Pforzheimer Stadtparlament gehörten in den 1920er-Jahren der Fabrikant Emil Levinger und der Versicherungskaufmann Julius Straus an; beide waren Mitglied der DDP, einer bürgerlich-liberalen Partei, der auch der Stadtarchivar Alfons Kern beitrug.

In der jüngeren Generation von Pforzheimern mit jüdischen Wurzeln gaben zunehmend Akademiker den Ton an: Ärzte, Lehrer, Professoren, Ingenieure, Rechtsanwälte, auch ein Oberstaatsanwalt<sup>122</sup>; es gab Krankenschwestern und eine Arbeitslehrerin, es gab Malermeister, Einzelhändler und Kunsthändler, einen Inspektor der Reichsbahn.<sup>123</sup> Es gab das Fotostudio von Max und Hermann Rödelsheimer (s. Kap. 2.8, S. 277) in prominenter Lage gegenüber der Schloßkirche<sup>124</sup> und Albert Reinheimer, Mitglied im *Bund Deutscher Architekten* (BDA).<sup>125</sup>

Zur gleichen Zeit machten die Gegner der Republik mobil, um ihren politischen Einfluss auszubauen. Sie denunzierten die Repräsentanten der Republik mit einem politischen Kampfbegriff als „Novembervbrecher“ und vergifteten das gesellschaftliche Klima mit menschenverachtenden Hasstiraden gegen Deutsche mit jüdischen Wurzeln (s. Kap. 4.1). Auch in Pforzheim flammte nun der Antisemitismus auf: Im März 1920 erfuhren die Mitglieder des Badischen Landtags von der „wüsten Hetze gegen die jüdische Bevölkerung“ – Schauplatz war ausgerechnet der Hort der humanistischen Sprachen, das Reuchlin-Gymnasium.<sup>126</sup> Im Mai 1920 hieß es erstmals: „Kauft nicht bei Juden“<sup>127</sup>,

Ende Oktober entstand in Pforzheim die erste badische Ortsgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP).<sup>128</sup>

Zwei rassistisch motivierte Morde an republikanischen Staatsmännern erschütterten das Land: In der Nähe des Kniebis im Nordschwarzwald wurde am 26. August 1921 der Reichsfinanzminister Mathias Erzberger ermordet, kaum ein Jahr später traf es am 24. Juni 1922 in Berlin den Reichsaußenminister Walter Rathenau („Schießt ihn ab, den Rathenau, die gottverfluchte Judensau“). Als Reaktion rief ein Gewerkschaftsbündnis dazu auf, am 27. Juni nachmittags die Arbeit niederzulegen. Tausende Beschäftigte folgten in Pforzheim diesem Aufruf.<sup>129</sup> Oberbürgermeister Erwin Gündert und Stadtarchivar Alfons Kern waren in jenen Tagen damit beschäftigt, eine Reuchlin-Gedenkfeier zu organisieren: Das

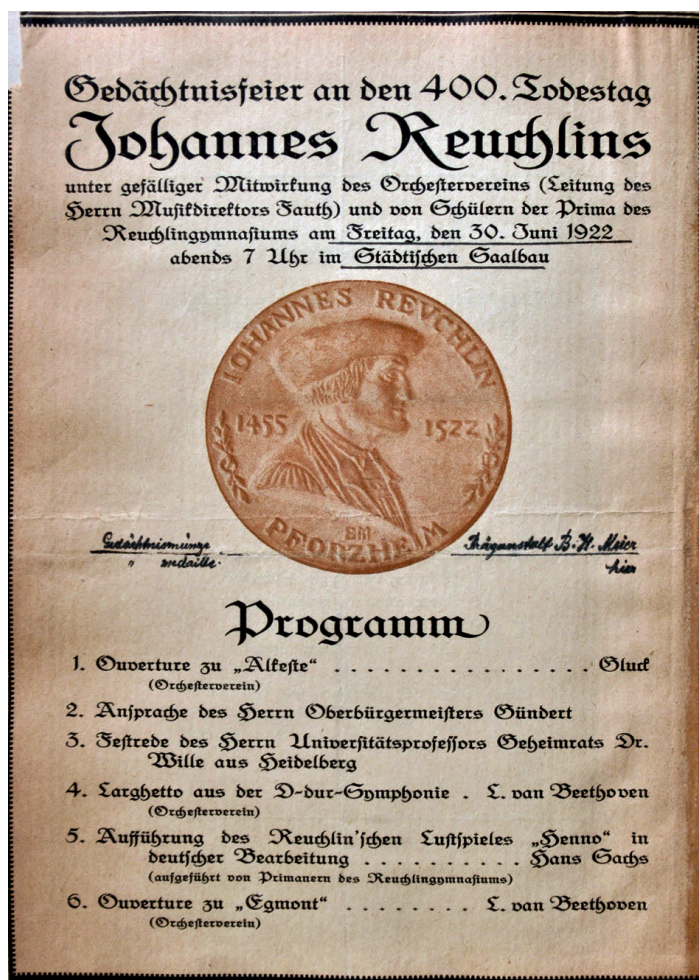


Abb. 24: Programm der Gedächtnisfeier zum 400. Todestag Johannes Reuchlins im Saalbau, Pforzheim, 30.06.1922.

Quelle: Stadtarchiv Pforzheim, N 60-15.

offizielle Erinnerung am 30. Juni 1922 an den 400. Todestag des „größten Sohnes der Stadt“ sollte dem dumpfen Hass in Kreisen des Bürgertums etwas entgegensetzen und für zivilgesellschaftlichen Dialog und Toleranz werben. Die Festansprache im Saalbau „vor der versammelten Bürgerschaft“ hielt der Bibliothekar und Historiker Professor Jakob Wille aus Heidelberg, der Reuchlins Engagement für die jüdische Literatur würdigte, „geschöpft aus der Weisheit der Rabbiner“. Auf diese Weise sei das deutsche Judentum „in den geistigen Zusammenhang mit der christlichen Welt“ gekommen, wo es nun, so Willes optimistische Ansage, „frei von religiösem und sozialem Druck

als gleichberechtigtes Glied der menschlichen Gesellschaft mitarbeitend und mitbildend seine reichen Geistesgaben entfalten“ könne.<sup>130</sup> (S. Kap. 6.1, S. 681)

Aber wie den Ungeist zurück in die Flasche bringen? Um die Popularität des „Local Hero“ zu steigern, ließ die Stadtverwaltung einen Geldschein mit seinem Konterfei in Umlauf bringen, eine Gedenkmünze prägen und eine Festschrift drucken. Stadtarchivar Kern zeigte eine Ausstellung zum literarischen Werk des Humanisten, der zwei Jahre später die Eröffnung des Reuchlinmuseums am Schloßberg im Beisein von etlichen Mitgliedern des Stadtrates folgen sollte.<sup>131</sup>

## Krise und Aufbruch (2) – Schmuckindustrie, Kunstgewerbeverein und Ständige Musterausstellung G.m.b.H.

Schon bei der Gründung des Kunstgewerbevereins im Jahr 1877 spielten Pforzheimer mit jüdischen Wurzeln eine aktive Rolle: Zu den 120 Gründungsmitgliedern des Vereins zählten der Bankier Julius Kahn sowie die Firmen J. S. Kahn, L. Kuppenheim, A. Lay, Jul. Schlesinger.<sup>132</sup> Dem Verein flossen vor dem Ersten Weltkrieg namhafte Spenden von Seiten der Familien Kuppenheim und Benckiser zu.<sup>133</sup> Zu Beginn der Weimarer Republik ging von der Leitung des Kunstgewerbevereins der Gedanke aus, die „Ständige Musterausstellung“ im Hansahaus zu einem „großen gemeinschaftlichen Unternehmen“ auszubauen, um dort die Erzeugnisse der Schmuckindustrie zu präsentieren – mit dem drängenden Anliegen, „die verlorenen Weltmärkte zurückzugewinnen“.<sup>134</sup> Initiatoren und treibende Kräfte dieses Projekts waren der Vorsitzende des Kunstgewerbevereins und Direktor der Kunstgewerbeschule Professor Friedrich W. Jochem sowie die beiden Fabrikanten Scheufele und Ballin. Ludwig Ballin, ein Juwelenfabrikant deutsch-jüdischer Herkunft, trat in seiner Funktion als Mitglied des Kunstgewerbevereins in den Aufsichtsrat der 1921 gegründeten *Ständigen Musterausstellung G.m.b.H.* ein.<sup>135</sup> Die Ausstellungsräume dieser Musterausstellung wurden in internationalen Stilformen des Expressionismus anspruchsvoll gestaltet und 1921 glanzvoll neu eröffnet. Quasi als Bonus ließ die Familie Ballin auch ihre privaten Wohnräume in ähnlicher Weise durch den befreundeten Jochem umgestalten.<sup>136</sup> Dem Hansahaus benachbart entstand 1926 das Industriehaus als stadtbildprägendes Wahrzeichen und aufstrebende Visitenkarte der deutschen Schmuckwarenindustrie und des Kunstgewerbevereins.

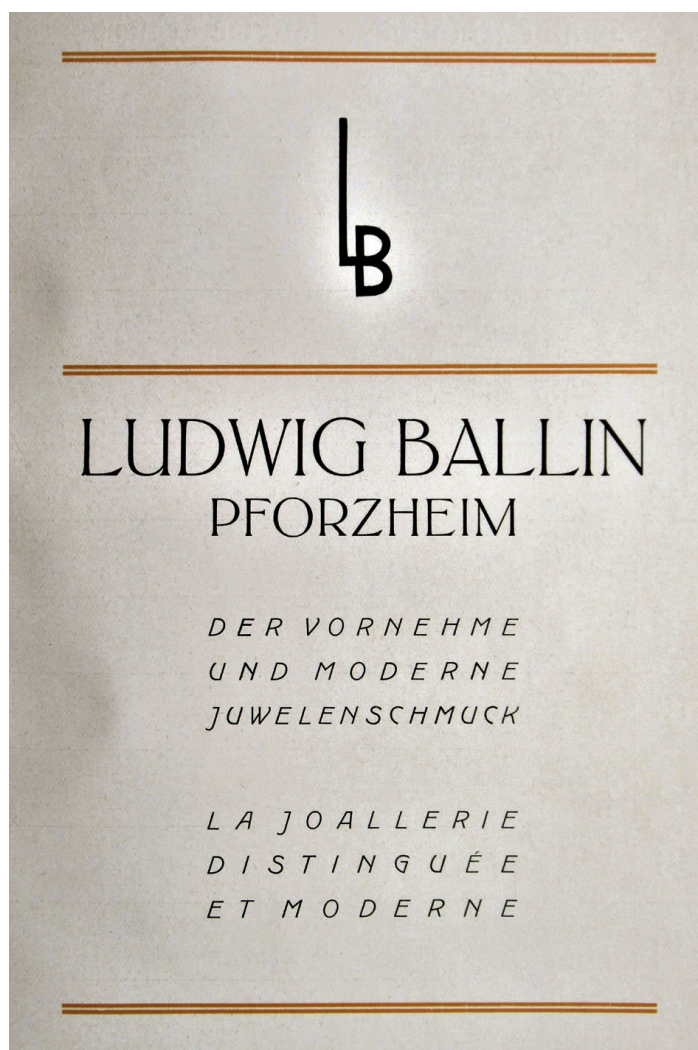


Abb. 25: Inserat der Firma Ludwig Ballin, Pforzheim.

Quelle: *Illustrierter Bijouterie-Kalender 1923*.

Albert Kuppenheim vertreten.<sup>137</sup> Als Syndikus des *Arbeitsgeberverbands für Pforzheim und Umgebung e. V.* fungierte der Rechtsanwalt Dr. Hans Oskar Simon (1887–1961), der auch Stadtverordneter (DDP) war und in den Tarifauseinandersetzungen die – aus Sicht der Gewerkschaften – nicht unumstrittene Arbeitgeberseite vertrat. Es verwundert kaum, dass örtliche NSDAP-Funktionäre ihn 1933 als geeignete Zielperson einer Politikampagne erkannten und den „Volkszorn“ anstachelten, um ihn am 27. April 1933 heuchlerisch in „Schutzhaft“ nehmen zu können und seine Beurlaubung zu erzwingen. Der Arbeitgeberverband sprach seinem Angestellten in offizieller Erklärung zwar das Vertrauen aus, doch Dr. Simon zog es vor, Ende des Jahres nach Südafrika zu emigrieren, um seine reichen Geistesgaben zukünftig fern der Heimat zu entfalten.<sup>138</sup>

Pforzheimer Fabrikanten und Schmuckhändler warben darüber hinaus in den Jahren 1921 bis 1923 mit einem *Illustrierten Bijouteriekalender* um Kundschaft, um die durch den Weltkrieg unterbrochenen Geschäftsbeziehungen wiederzubeleben. Im Stadtteil Brötzingen gründete Albert Kuppenheim das Kuppenheim-Werk, ein Joint-Venture mit dem Nürnberger Spielzeugwarenhersteller Bing, dessen Einstieg in die Schmuckfabrikation mitsamt Eröffnung von Präsentationsräumen am Marktplatz aber nicht den erwarteten Erfolg brachte.

In der Handelskammer für den Amtsbezirk Pforzheim waren der Bankdirektor Hermann Kahn und der Fabrikant

## Der Broadway kommt nach Pforzheim – „Wir glaubten, die Welt zu verstehen und bessern zu können“

Kinofilme, die zu Kassenschlagern wurden, liefen ab dem 25. März 1927 im UFA-Lichtspieltheater an der Zerrennerstraße. Dieses hochmoderne Großkino, das mit über tausend Sitzplätzen der Stadtkirche und dem Saalbau Konkurrenz machte, galt in der badischen Provinz als sensationelle „Sehenswürdigkeit ersten Ranges“ und lockte neugierige Zuschauer in großer Zahl an. Kassenhalle, Foyer und Theaterraum mit atemberaubendem Emporenhalbrund in Stilformen von Expressionismus und neuer Sachlichkeit präsentierten sich in großstädtischen Dimensionen.<sup>139</sup> Gemeinsam mit der Berliner Bauabteilung der UFA hatte ein prominentes örtliches Architektenteam diesen Filmpalast im Auftrag des Ehepaars Simon und Elsa Rosenberger geb. Esslinger in einem Kraftakt von nur sechs Monaten mit modernstem technischem Gerät<sup>140</sup> errichten lassen.<sup>141</sup>

Die Investoren dieses opulenten Lichtspieltheaters waren Inhaber einer überregional agierenden, 1837 von Hirsch Külshheimer in Pforzheim gegründeten Eisenwarengroßhandlung.<sup>142</sup> Sie verfügten offensichtlich über ausreichende Mittel, um das gewagte Großprojekt zu stemmen. Drei zusammenhängende Grundstücke im Innenhof zwischen Leopold- und Lammstraße, wo sich das Eisenlagergebäude



Abb. 26: UFA-Filmtheater, Zerrennerstraße 4, Pforzheim, erbaut 1927, um 1939.

Quelle: StAPfS1-6-49-R-8-Ufa-Filmtheater-2, Foto Otto Kropf.



Abb. 27: UFA-Filmtheater, Pforzheim, Saal für 1.000 Zuschauer, um 1939.

Quelle: StAPf-S1-6-49-R-3-Ufa-Filmtheater-1-Foto-1938, Foto Otto Kropf.

befand, brachten sie in das Projekt ein. Das mit üppiger Leuchtreklame akzentuierte Eingangsbauwerk ließ die Zerrennerstraße zum Broadway von Pforzheim werden.

Im Motorsport feierte Adolf Rosenberger (1900–1967), der Sohn der Kino-Investoren, als Autorennfahrer nationale Erfolge. Das örtliche Publikum begeisterte er auf der sog. „Bergstrecke“ zwischen dem Kupferhammer und Huchenfeld. Rosenberger war Mitglied im *Allgemeinen Deutschen Automobilclub* (ADAC); 1931 gründete er mit Ferdinand Porsche und Anton Piech die Firma F. Porsche GmbH und wurde deren Geschäftsführer, bevor er als rassistisch Verfolgter alles verlor und ins Exil gejagt wurde.<sup>143</sup>

Feiern war angesagt in den 1920er-Jahren. Die männliche Jugend begeisterte sich für Fußball, der 1. FC Pforzheim spielte beständig ganz oben mit, schaffte es 1931 bis ins Finale der Deutschen Meisterschaft. Auf dem Rasen im Brötzingen Tal stand mit Bekir Refet Teker von 1923 bis 1926 sogar ein bekannter türkischer Spieler und Mitglied

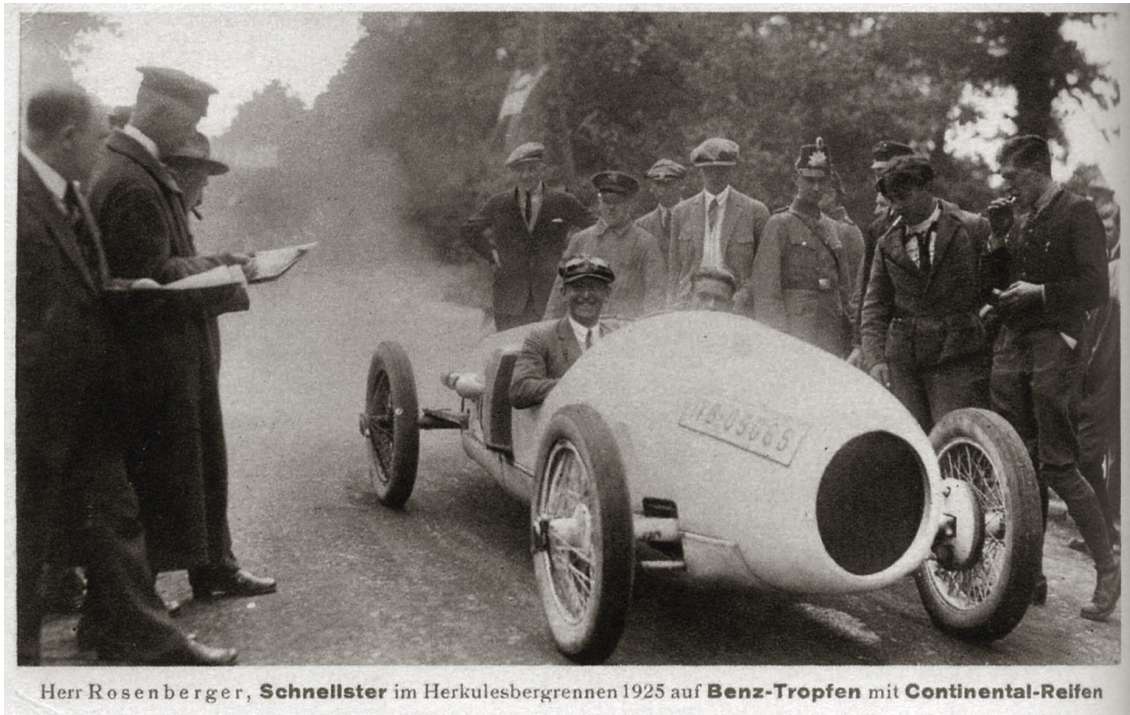


Abb. 28: Adolf Rosenberger (1900–1967) am Start beim Herkules-Bergrennen in Kassel-Wilhelmshöhe, bei dem er sich auf „Benz-Tropfen“ den Gesamtsieg holte, Mai 1925.

Quelle: Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte Bd. 1 2006, S. 205, Foto Sammlung-Walter.



der Olympiamannschaft der Türkei. Inwieweit die Jugend mit jüdischen Wurzeln damals in Vereinen organisiert war und in Mannschaften mitspielte, wäre noch ein Thema für zukünftige Forschung. Der Jurist Dr. Hans Oskar Simon (s. o.) gehörte zu den Mitbegründern des *Deutschen Hockey-Bundes* (1909 in

Abb. 29: Hans Oskar Simon (1887–1961; mit Hut), Vorstandsmitglied des *Deutschen Tennis-Bundes*, zwischen Werner Streib und Julius Walch bei einem Tennis-Turnier in Tübingen als Zuschauer, 1932.

Quelle: StAPf Bildarchiv Neuzugang, Foto Wilhelm Riecker, Stuttgart, handschriftlich datiert 1932.



Simons Heimatstadt Bonn gegründet), außerdem war er Vorstandsmitglied im *Deutschen Tennisbund* und zeitweise als Sportredakteur tätig. Er emigrierte Ende 1933 nach Johannesburg in Südafrika.<sup>144</sup>

Film, Sport, Literatur und Musik wurden zum Spirit eines kulturellen Miteinanders, der gesellschaftliche Schranken übersprang, Aufbruch verhieß und Sehnsüchte nach einer unbeschwerteren besseren Welt weckte.



Abb. 30: Pforzheim, Salli Schauer (im Bild links) mit Freundinnen in modischer Kleidung, Pforzheim, um 1928.

Quelle: Brändle 1990, S. 83 (s. Anm. 1), StAPfS1-04-044-R-032-1, Foto Sali Ulreich geb. Schauer.

Anja Römer-Hahn, eine begeisterte Tänzerin und Choreografin, erinnert sich an ihre Schulfreundschaft mit der – später als Psychotherapeutin in New York international bekannt gewordenen – Lore Posner alias Laura Perls (1905–1990; s. Kap. 5.1). „Lore [...] spielte schon als kleines Ding ausgezeichnet Klavier. Ich sang und tanzte, und sie begleitete mich mit viel Temperament und Enthusiasmus [...] Etwa mit 14 Jahren interessierten wir Mädchen uns heftig für Literatur, es fanden hitzige Gespräche statt über Gott und die Welt, die wir zu verstehen und bessern zu können glaubten.“<sup>145</sup> Zum Freundeskreis Römer-Hahns gehörte auch der junge Komponist René Frank: „Durch ihn hörte ich sehr viel moderne Musik. [...] Außerdem verfasste er, ganz im kecken Stil der 20er-Jahre, eine Serie von Chansons, textete sie auch selbst. [...] Persiflagen auf jüdische Eigenarten – ausgezeichnet [...] Ich erinnere mich an eines: Wir wandern aus nach Birma, gründen dort ne neue Firma, gründen dort ne neue Bank, denn das liegt uns Frey und Frank [...]“<sup>146</sup>

Die *Gemeindezeitung für die Israelitischen Gemeinden Württembergs* berichtete in ihrer Ausgabe vom 1. Mai 1931 über eine gemeinsame Wanderfahrt jüdischer Jugendbundesgruppen in den Nordschwarzwald: „Auf Veranlassung des Pforzheimer jüdischen Jugendbundes trafen sich die Jugendbünde Pforzheim, Rottweil und Stuttgart am Sonntag, den 12. April, in Calw, um eine gemeinsame Fahrt nach dem Zavelstein-Teinach und zurück nach Calw und Kloster Hirsau zu machen. [...] Abgesehen von der gesunden, herrlichen Wanderung, wurde der Tag mit Diskussionen über allerlei Tagesfragen, mit Fußball- und Handballspielen usw. ausgefüllt. Es wurde auch der Vorschlag gemacht, [...] ein vorher bestimmtes Thema zu behandeln, um dann die Meinungen der verschiedenen Teilnehmer in einer Diskussion zu hören.“<sup>147</sup>

Doch trotz wachsender gesellschaftlicher Teilhabe des deutschjüdischen Bürgertums blieb man in Pforzheim gern unter sich beim Feiern und nach Feierabend in Familien, landsmannschaftlichen Gruppen und Vereinen. Ansätze zur Begegnung und zum interkulturellen Dialog blieben selten, interkonfessionelle oder interreligiöse Ehen stellten die Ausnahme dar. Ein Nebeneinander mit deutlicher Distinktion bestimmte auch die beiden jüdischen Lebenswelten etablierter Altbürger und Zugezogener (oft mit Migrationshintergrund). Uri R. Kaufmann sprach 2011 sogar von „zwei jüdischen Kulturen“.<sup>148</sup>

## Adass Jeschurun liebte es traditionell – Die Bethausgemeinschaft Israel am Goldschmiedeschulplatz

Zwei Zeitzeugenberichte in Verbindung mit dem Namen *Adass Jeschurun* veröffentlichte Gerhard Brändle 1990.<sup>149</sup> Der Betsaal dieser Gemeinde befand sich ab 1926 im Erdgeschoss des Mietshauses Rennfeldstraße 33 am Goldschmiedeschulplatz, im Adressbuch war er als *Israelitische Bethausgemeinschaft* eingetragen.<sup>150</sup> Diese Gemeinschaft hielt am traditionellen religiösen Ritus fest und bekannte sich zum orthodoxen Judentum: „Jeschurun“ steht im Hebräischen für „Israel“ (5. Mose 32,15; 33,26). Orthodoxe Gemeinden formierten sich im 19. Jahrhundert als Gegengewicht zu den Reformgemeinden in etlichen größeren deutschen Städten, bauten eigene Gemeindestrukturen auf, hielten die Gottesdienste unter Verzicht auf Orgel und Synagogenchor ab, zählten die Jahre weiterhin ab dem Zeitpunkt der biblischen Schöpfung und boten Zuzüglern aus ländlichen Gemeinden und aus Osteuropa einen Ort der Traditionspflege. Zu den namhaftesten Wegbereitern der Neuorthodoxie gehörten der aus Karlsruhe stammende Talmudgelehrte Jacob Ettlinger (1798–1871), der 1836 zum Oberrabbiner Nordelbiens ins dänische Altona (heute ein Stadtteil von Hamburg) berufen wurde, sowie der Rabbiner Samson Raphael Hirsch (1808–1888), der 1851 an die Spitze der Frankfurter Gemeinde gewählt wurde.<sup>151</sup> In Karlsruhe etablierte sich die Religionsgemeinschaft 1869/70 als Verband mit eigener Synagoge und eigenem Friedhof. Der *Israelitische Oberrat in Baden* fungierte als Klammer zwischen reformierten und orthodoxen Gemeinden.

In Pforzheim entwickelte sich die orthodoxe Gemeinschaft „aus kleinsten Anfängen“ um 1905; der Standort ihres ersten Betsaals ist nicht bekannt. Den Betsaal in der Rennfeldstraße weihte die Gemeinde am Freitag, 4. September 1926 mit der Feier des Schabats ein.<sup>152</sup> Durch Vermittlung des *Israelitischen Oberrats*, so wusste die Zeitschrift *Der Israelit* am 16. September 1926 zu berichten, sei eine neue Inneneinrichtung angeschafft worden, die den Raum erheblich aufgewertet habe: Diese Einrichtung mitsamt „herrlicher Sefer Tora“ (Tora-Rolle; zur weiteren Geschichte der Tora-Rolle s. Kap. 4.2!) stamme aus der ehemaligen Synagoge der „leider eingegangenen Gemeinde in Menzingen bei Bruchsal, sodass die Gemeinschaft jetzt über eine schöne und würdige Synagoge mit 60 Männer- und 50 Frauenplätzen verfüge, welche bereits alle vergeben“ seien.<sup>153</sup> Traditionswahrer und integrative Kraft dieser Pforzheimer Bethausgemeinschaft war Louis



*Abb. 31: Familie Louis Reutlinger anlässlich des Laubhüttenfests in ihrer Sukka/Laubhütte. Am Tisch links sitzend eine unbekannte Person und Mauritz Hamburger, rechts neben den Kerzen Else Reutlinger geb. Hamburger mit den Kindern Ruth Lea (geb. 1936) und Erich (geb. 1929), hinter dem Tisch stehend der 13-jährige Sohn Fritz (geb. 1925) und Louis Reutlinger, Pforzheim, 10.10.1938, individuelle Grußkarte. Vgl. Abb. 7, S. 131.*

*Quelle: Sammlung Olaf Schulze, Stuttgart-Bad Cannstatt, Fotostempel Max Rödelsheimer.*

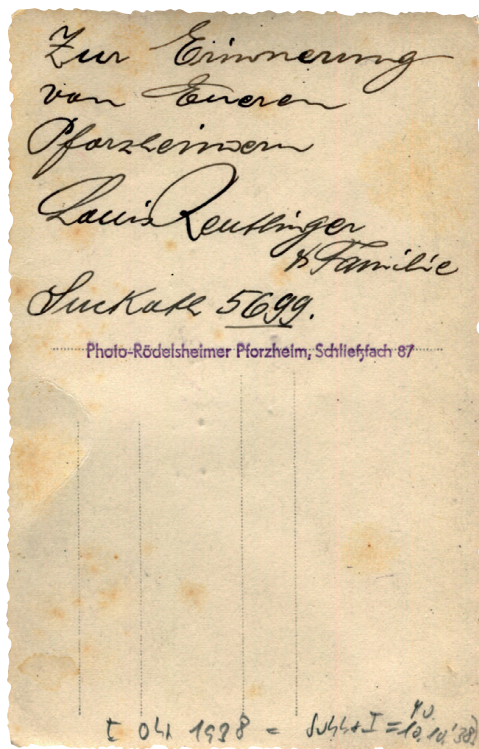


Abb. 32: Rückseite von Abb. 31: „Zur Erinnerung / von Eueren / Pforzheimern / Louis Reutlinger / & Familie / Suckoth 5699“

Reutlinger, ein Eisenwarenhändler, dessen Vorfahren aus Königsbach stammten und der mit seiner Familie in der Nordstadt wohnte (s. Kap. 4.2).<sup>154</sup> Kantor und Tora-Lehrer war der Bayer Hirsch Goldberg, der wie andere Gemeindeglieder 1940 nach Gurs deportiert wurde und in die Todesfabrik Auschwitz geriet.<sup>155</sup>

Wohl deutlich mehr Menschen als die im Bericht von 1926 erwähnten 110 „Platzinhaber“ der Bethausgemeinschaft ließen sich der Gruppe der Zuwanderer aus Ost- und Südosteuropa zuordnen. Diesen sozial Schwächeren sagte man eine Neigung zu orthodoxer Strenggläubigkeit und Sympathien für den Zionismus nach. Die im Nazi-Jargon verächtlich gemachten und böse karikierten „Ostjuden“ sollten im Oktober 1938 zur Zielgruppe der ersten vom NS-Staat organisierten Deportation werden.

## Der Anfang vom Ende – Weltwirtschaftskrise und Marsch in die Diktatur

Der Rausch der „GOLDENEN ZWANZIGER JAHRE“ verflog mit dem New Yorker Börsenkrach („Black Thursday“ am 24. Oktober 1929), dem die Weltwirtschaftskrise folgte. Mit voller Wucht traf es die auf Konsum und Export ausgerichtete Pforzheimer Schmuckbranche. Tausende Arbeitsplätze brachen bis 1932 weg, die Zahl der Arbeitslosen stieg in schwindelnde Höhen. Antisemitische und demokratiefeindliche Hassparolen stießen nun auch „in der Stadt Reuchlins“ auf offene Ohren: Die NSDAP, so konnte Hans-Peter Becht zeigen, warb „gezielt um den Mittelstand“<sup>156</sup>, buhlte um Wählerinnen und Wähler aus dem rechtsnationalen Milieu des republikfernen Bürger- und Kleinbürgertums, das in Pforzheim stark vertreten und in der Stadtgesellschaft fest verankert war.<sup>157</sup> Eine unrühmliche Rolle spielte dabei nicht zuletzt das Reuchlin-Gymnasium,

deren Direktoren Dr. Rudolf Hennesthal (ab 1928) und Georg Mildner (1933) unverhohlene Sympathien für die NSDAP erkennen ließen und verschiedenen Organisationen der Partei beitraten.<sup>158</sup> Der Zusammenhalt der bürgerlichen Parteien, die vor Ort zur Republik gehalten hatten, zerfiel: Bei den örtlichen Stadtverordnetenwahlen am 16. November 1930 erzielte die NSDAP beachtliche Stimmengewinne, woraufhin sich neun der elf Parteien (ausgenommen nur SPD und KPD) zu einer Listenverbindung mit den NSDAP-Stadträten bereitfanden und auf diese Weise dazu beitrugen, antisemitische Gesinnung hoffähig zu machen.<sup>159</sup>

Am 5. Juli 1931 kamen die paramilitärischen Verbände der Sturmabteilungen (SA) aus ganz Baden zu einem überregionalen Treffen in Pforzheim mit rund 4.000 Teilnehmern zusammen, um ihre Macht zu demonstrieren. Etliche von ihnen marschierten am Sonntagmorgen in die Schloßkirche ein, um sich als frömmelnde Braunhemden den Segen der Kirche abzuholen, andere gingen als Schlägertrupps mit brutaler Gewalt auf die verhassten Kommunisten los.<sup>160</sup>

Pforzheim verwandelte sich in eine Hochburg von NSDAP-Anhängern in der Provinz. Bei den Wahlen zum Reichstag am 5. März 1933 votierten dort erschreckende 57,5 Prozent der Wahlberechtigten für die NSDAP und gaben dem „Führer“ Adolf Hitler ihre Stimme, der Arbeit und Brot in einem angeblich „tausendjährigen Dritten Reich“ versprach, den Antisemitismus und die sog. „Endlösung der Judenfrage“ zur Staatsdoktrin erklärte und das Land zielstrebig und ungehindert in den Zweiten Weltkrieg führte.

### „Sie konnte ihren Schwarzwald nicht vergessen“ – Judenverfolgung, Emigration und Auslöschung der Synagogen

Den Weg in den Untergang haben Becht und Brändle am Beispiel von Pforzheim bereits geschildert<sup>161</sup>, so dass an dieser Stelle wenige Hinweise genügen.

- Am 17. Juni 1933 veranstaltete die lokale Hitlerjugend eine „Bücherverbrennung“ mit Werken ideologisch unerwünschter Schriftsteller auf dem Pforzheimer Marktplatz.<sup>162</sup>
- Das Reuchlinmuseum am Schloßberg wurde 1934 im Sinne der NS-Doktrin von „Blut und Boden“ vereinnahmt.<sup>163</sup>



Abb. 33: Boykott des Einheitspreisgeschäfts Ehape, Leopoldstraße 6, Pforzheim, 01.04.1933.

Quelle: Fundaminski 2007, S. 521 (s. Anm. 116), unbekannter Fotograf, StAPf N191-070-343.

- Die Vorstände von Handelskammer, Kunstgewerbeschule und Kunstgewerbeverein wurden 1933/34 „gleichgeschaltet“; der neue starke Mann, Professor Hermann Frank, passte sich dem Feldzug der neuen Machthaber gegen „undeutsche Kunst“ geschmeidig an.<sup>164</sup> Frank richtete den Kunstgewerbeverein auf das Ziel aus, „in jenen schweren Jahren [...] den Gedanken der Errichtung eines Schmuck-Museums“ in die Tat umzusetzen.<sup>165</sup> 1940 verfügte das zuständige Berliner Reichsministerium die Liquidierung der Kunstgewerbeschule als eigenständiger Lehranstalt.<sup>166</sup>
- Der Verkehrsverein kreierte 1935 den schönfärberischen Slogan „GOLDSTADT an der Schwarzwaldpforte“<sup>167</sup> zur Verbrämung der Fakten, litt die Schmuckbranche doch massiv unter Auftragsmangel und unter Devisen- und Exportbeschränkungen der eigenen Regierung, die den offenkundigen „Niedergang“ (Wolfgang Pieper 1989<sup>168</sup>) beschleunigten; dazu kam ein von ausländischen Handelspartnern organisierter Warenboykott gegen deutsche Luxusgüter unter dem Eindruck der antisemitischen Politik des NS-Regimes.<sup>169</sup>
- 1935 wurden auf dem Reichsparteitag in Nürnberg die sog. *Nürnberger Gesetze* verkündet, die Deutsche nach „Rassenzugehörigkeit“ entsprechend einer pseudowissenschaftlichen „Rassenlehre“ klassifizierten und die deutschen Juden von der

„Reichsbürgerschaft“ ausschlossen. Ziel der Diskriminierung und Entrechtung waren die Verdrängung aus Geschäftswelt und öffentlichem Leben.<sup>170</sup> Etliche Pforzheimerinnen und Pforzheimer mit jüdischen Wurzeln realisierten die akute Gefahrenlage. Rund zwei Drittel von ihnen gelang bis 1939 unter teils abenteuerlichen Umständen die Emigration.

- Ungebundene jüngere Leute gehörten zu den Ersten, die das Weite suchten: Bereits 1933 packte Dr. Hans Oskar Simon die Koffer, Laura Perls geb. Posner brachte sich im gleichen Jahr über Amsterdam und Südafrika nach New York (USA) in Sicherheit (s. Kap. 5.1), Arthur Emsheimer ging nach Zürich, 1935 verschlug es René Frank über Yokohama (Japan) nach Philadelphia und Fort Wayne (USA), Adolf Rosenberger nach Frankreich und 1938 in die USA, 1936 Hugo Straus mit Familie nach Brasilien. Helmut Sommer, der Sohn des Kantors, emigrierte sogar bereits 1930 nach Indien, holte 1934 seine Schwester dorthin, 1938 seine Eltern – seine Mutter starb in Indien an Heimweh: „Sie konnte ihren Schwarzwald nicht vergessen“ (Helmut Sommer 1960<sup>171</sup>).
- 1936 wurden die verbliebenen Schulkinder, die laut „Nürnberger Rassegesetzen“ als „Juden“ eingestuft waren, in ein Schulghetto an der Osterfeldschule verbannt.<sup>172</sup>
- Anfang Oktober 1938 organisierte das NS-Regime die erste Massendeportation: Rund 23.000 sog. „Ostjuden“ wurden in einer spektakulären Aktion an die polnische Grenze abgeschoben; die Namen einzelner Betroffener aus Pforzheim lassen sich Bechts Report von 2016 und Brändles Verzeichnis der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger entnehmen.<sup>173</sup>
- In der Pogromnacht am 9./10. November 1938 (von der NS-Propaganda zur „Reichskristallnacht“ erklärt) demolierten gewaltbereite SA-Schlägertrupps in Zivilkleidung die Ladengeschäfte jüdischer Inhaber, drangen in Wohnungen ein, misshandelten die Männer und brachten sie ins Gefängnis.



Abb. 34: Stein (Enzkreis), Ortsschild mit antisemitischem Zusatz „Auch zu uns nach Stein / darf kein Jud herein“, um 1935.

Quelle: Mehne / Wolf, S. 8 (s. Anm. 1).



- Am 10. November 1938 vormittags brachen Angehörige der SA und SS in Zivilkleidung die Synagoge an der Zerrennerstraße auf, schändeten den Sakralraum, zerschlugen die kunstvollen Glasfenster und holten den Davidstern von der Kuppel.<sup>174</sup> Eine der Tora-Rollen landete auf dem Vorplatz. Fritz Drawert, ein Primaner des Reuchlin-Gymnasiums, nahm sie spontan an sich und versteckte sie bei Verwandten im Hagenschieß auf dem Speicher des Seehauses; dort wurde sie 1974 aufgefunden und gemäß ritueller Vorschriften im Kibbuz II in Israel beerdigt.<sup>175</sup> Eine Gedenktafel für elf Gefallene gelangte zum Jüdischen Friedhof in Karlsruhe (s. o.).
- Ebenfalls geschändet wurde der Betsaal der orthodoxen jüdischen Gemeinde am Goldschmiedeschulplatz.<sup>176</sup>
- Ende 1938 erzwang die Stadtverwaltung die Entfernung der Synagoge aus dem Stadtbild und bürdete der jüdischen Gemeinde die Kosten auf; das dahinter liegende Gemeindehaus konnte nach dem Verkauf des Grundstücks an die Firma Bühler bis Oktober 1940 noch benutzt werden. Die Eingangstürflügel der Synagoge gelangten in spontaner privater Initiative nach Ersingen und werden seit 2005 im Pforzheimer Stadtmuseum gezeigt (s. Abb. 10, S. 152).
- Am 16. Januar 1939 verkündete das Regime im *Reichsgesetzblatt* die *Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens*; gemeint war die Zwangsenteignung und Umverteilung jüdischen Vermögens (sog. „Arisierung“), die jüdischen Deutschen die Existenzgrundlage entzog. Zu den prominenten Enteigneten gehörte die Familie Rosenberger, deren Filmpalast dem NS-Propagandaministerium unterstellt wurde.



Abb. 35: Geschändeter Innenraum der Pforzheimer Synagoge, nach dem Pogrom vom 10.11.1938.

Quelle: Brändle 1985, S. 87 (s. Anm. 1), StAPFS1-04-044-R-011-1938, unbekannter Fotograf.

- 1939 erschien der Inventarband *Die Kunstdenkmäler Badens, Stadt Pforzheim*, deren Verfasser sich erlaubten, die mittelalterliche „Margarethenlegende“ (s. o.) mit tendenziell antisemitischen Spekulationen über eine angebliche „Margarethenkapelle mit Margarethenpfeiler“ aufzuladen.<sup>177</sup>
- 1940 wurden jüdische Menschen in Pforzheim in sog. „Judenhäusern“ konzentriert und im *Adressbuch* in der Rubrik „Jüdische Einwohner“ separat erfasst.<sup>178</sup>
- Am 22. Oktober 1940 frühmorgens erhielten 186 Menschen, die auf einer Liste „jüdischer Einwohner“ standen, von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) den Befehl, sich innerhalb einer Stunde mit etwas Handgepäck für den Abtransport am Hauptgüterbahnhof bereit zu machen. Aus Baden, der Pfalz und dem Saarland rollten die Züge mit 6.500 deportierten Juden nach Südfrankreich in das Internierungslager Gurs am Fuß der Pyrenäen (sog. Wagner-Bürckel-Aktion).<sup>179</sup> Zu den aus Pforzheim Deportierten gehörten viele Mitglieder der älteren Generation, darunter Hedwig David, Felicitas und Albert Eckstein, Henriette und Oskar Emsheimer, Emil Fuld, Else und Louis Reutlinger mit ihrer Tochter Ruth Lea (s. Kap. 4.2), der Fotograf Max Rödelzheimer (s. Kap. 2.8, S. 277), die enteigneten Kinobesitzer Simon und Elsa Rosenberger, Ludwig Schlesinger, Helmut Wolff. Nicht von der Heimat trennen mochten sich Rudolf und Lilly Kuppenheim, zwei getaufte und im Stich gelassene Christen mit jüdischen Wurzeln, die am Tag der Deportation den Freitod wählten; eine Trauerfeier fand am 25. Oktober 1940 in der Schloßkirche statt.
- 95 Insassen des Lagers Gurs aus Pforzheim wurden in die Todesfabriken abtransportiert und ermordet; einigen anderen gelang dank privater Hilfe die Flucht oder die Ausreise.<sup>180</sup>
- Am 13. Januar 1945 deportierte die Gestapo noch 13 Pforzheimer Juden aus interreligiösen Ehen (sog. „Mischehen“) in das tschechische Konzentrationslager Theresienstadt, darunter Moritz Reis, Henri Sternberg und Julius Moser; diese drei überlebten das „Dritte Reich“. Moritz Reis war nach 1945 der einzig verbliebene Ansprechpartner der jüdischen Gemeinde am Ort (s. Kap. 2.3). Julius Moser, späterer Ehrenbürger der Stadt Pforzheim, verfasste einen ernüchternden Augenzeugenbericht über seine „Theresienstädter Leidenszeit“.<sup>181</sup> Auch der Uhrmacher Henri Sternberg aus Dillweissenstein verarbeitete die Zeit seiner Haft literarisch.<sup>182</sup>
- Am 23. Februar 1945 vernichtete ein britischer Luftangriff auf Pforzheim 80 Prozent des Stadtgebietes, forderte rund 18.000 Todesopfer und löschte das kulturelle Erbe und das Gedächtnis der Stadt weitgehend aus.

## „Die zunehmende Entrechtung fand unter aller Augen statt“ – Der evangelische Pfarrer Hermann Maas aus Baden und die *Kirchliche Hilfsstelle für Nichtarier* in Berlin

Weltkrieg, Judenverfolgung und Holocaust, der Rückfall in die Barbarei, gehören zu den verstörenden Erfahrungen der Moderne. Mitmenschen ließen es zu, „dass jüdische Unternehmen in den Ruin getrieben, Juden aus ihren Ämtern und Stellungen verjagt und um ihren Besitz gebracht wurden. Die zunehmende Entrechtung fand unter aller Augen statt.“<sup>183</sup> Auch die Vertreter der beiden großen Kirchen in Baden erhoben (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht ihre Stimme gegen die Entwürdigung und Entrechtung, protestierten nicht einmal gegen den Umgang mit getauften Mitchristen. Tatsächlich standen viele Pfarrer der *Evangelischen Landeskirche in Baden* der antisemitischen lutherischen Tradition nahe, dem rechtsnationalen Milieu und der *Glaubensgemeinschaft Deutscher Christen*.<sup>184</sup> Widerständiges theologisches Handeln provozierte das NS-Regime jedoch dann bei dem Versuch, die *Badische Landeskirche* „gleichzuschalten“: Unter Führung des Pforzheimer Lukaspfarrer-Pfarrers Karl Dürr (1892–1976) formierte sich 1933 der badische Ableger des *Pfarrernotbunds*, der sich 1934 der *Bekennenden Kirche* anschloss.<sup>185</sup>

Als Ausnahmeerscheinung ist der evangelische Pfarrer Hermann Maas (1877–1970) hervorzuheben, der als Pionier des jüdisch-christlichen Dialogs wirkte. Von 1901 bis 1903 Lehrvikar an der Pforzheimer Schloßkirche<sup>186</sup>, nahm Maas 1903 am 6. Zionistenkongress in Basel teil und kam in Kontakt mit dem jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber (der in Heppenheim a. d. Bergstraße wohnte). Ab 1915 wirkte er als evangelischer Pfarrer an der Heiliggeistkirche in Heidelberg, trat 1933 dem *Pfarrernotbund* bei und arbeitete darüber hinaus ab 1938 mit der *Kirchlichen Hilfsstelle für Nichtarier* (Büro Grüber) in Berlin zusammen, um Verfolgten des NS-Regimes bei der Emigration oder beim Untertauchen zu helfen. Das NS-Regime erzwang seine Versetzung in den Ruhestand und ließ Maas 1944 zur Zwangsarbeit nach Frankreich deportieren, die er überlebte.<sup>187</sup> In Pforzheim ist ihm zu Ehren das Hermann-Maas-Haus benannt. Die Internationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem pflanzte für Maas zur Anerkennung seiner Verdienste für Jüdinnen und Juden im Holocaust einen Baum im Garten der Gerechten unter den Völkern.

An der katholischen St. Franziskuskirche in Pforzheim wirkten zwei Kapläne, Emil Kiesel und Kurt Habich, die 1940 bzw. 1942 wegen regimekritischer Jugendarbeit und Predigten von der Gestapo in das Konzentrationslager Dachau verschleppt wurden, aber beide überlebten.<sup>188</sup> Fred Joseph, der 1937 an der Pforzheimer Herz-Jesu-Pfarrei eine St.-Georgs-Pfadfindergruppe gegründet hatte, wurde von der Gestapo verfolgt und schließlich 1942 als „Mischling ersten Grades“ in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert, wo er 1943 starb.<sup>189</sup> Kurt Habich appellierte an nachfolgende Generationen: „Wir dürfen nicht schweigen. Wir dürfen niemals vergessen oder diese finstere Vergangenheit verdrängen. Sonst kommt sie maskiert wieder.“<sup>190</sup>



Abb. 36: Gedenktafel für Hermann Maas (1877–1970), Garten der Gerechten unter den Völkern, Internationale Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem, 2012.

Quelle: Christoph Timm.

Nach der Befreiung Deutschlands von der Nazi-Herrschaft zogen sich Trümmerräumung und Neuaufbau der Stadt über fast ein halbes Jahrhundert hin. Pforzheim wurde erneut zu einer Stadt mit ethnischer und religiöser Vielfalt; die Aufnahme und Integration einer Vielzahl von Migranten und Flüchtigen stellte und stellt die Stadtgesellschaft bis heute vor große Herausforderungen. In den 1970er-Jahren bildete sich eine neue jüdische Gemeinde (s. Kap. 2.3).

## Besuchsmöglichkeiten

### **Alter Jüdischer Friedhof von 1846**

Eutinger Straße 4, 75175 Pforzheim  
(frei zugänglich über die Hofseite)

### **Jüdischer Friedhof von 1877**

Ispringer Straße 42 (Bestandteil des Hauptfriedhofs), 75177 Pforzheim  
Öffnungszeiten: Sommer 7–20 Uhr, Winter 8–18 Uhr bzw. bis Anbruch der Dunkelheit, jedoch nicht am Schabbat (Fr, 16 Uhr bis Sa, 24 Uhr)  
Männliche Besucher werden gebeten, eine Kopfbedeckung zu tragen, Hunde nicht erlaubt

### **Mahnmal am Platz der Synagoge**

Zerrennerstraße, Ecke Goethestraße, 75172 Pforzheim  
(frei zugänglich)

### **Mahnmal der Deportation**

Am Hauptgüterbahnhof, Ecke Anshelmstraße, 75177 Pforzheim  
(frei zugänglich)

## Abkürzungen

alemannia-judaica: Internetpräsenz der Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum unter <https://www.alemannia-judaica.de> (01.–17.12.2020)

GLA: Generallandesarchiv Karlsruhe im Landesarchiv Baden-Württemberg

Pforzheim 1922: Pforzheim (Reihe Deutsche Städte), hrsg. unter Mitwirkung der Stadtverwaltung Pforzheim, Stuttgart [1922]

StAPf: Stadtarchiv Pforzheim – Institut für Stadtgeschichte

## Anmerkungen

- 1 Gerhard Brändle, *Die jüdischen Mitbürger der Stadt Pforzheim*, Eigenverlag Stadt Pforzheim 1985; Gerhard Brändle / Wolfgang Zink, *Jüdische Gotteshäuser in Pforzheim*, Eigenverlag Stadt Pforzheim 1990; Gerhard Brändle, *Jüdisches Pforzheim – Einladung zur Spurensuche*, Haigerloch 2001; Isabel Greschat / Christian Groh (Hg.), *Jüdisches Leben in Pforzheim – Dokumentation, Texte*: Uri R. Kaufmann, Eigenverlag Stadt Pforzheim 2011. Dies. (Hg.), *Jüdisches Leben in Pforzheim – Arbeitsheft für Schulen*, Redaktion: Uri R. Kaufmann, Eigenverlag Stadt Pforzheim 2011; Michael Heitz, *Jüdisches Leben im Kraichgau – Vier Schulen begeben sich auf Spurensuche*, in: Oberrat der Israeliten Badens (Hg.), *200 Jahre Oberrat der Israeliten Badens*, Ostfildern 2009, S. 203–214; Israelitische Religionsgemeinschaft Baden (Hg.), *Gerettete und ihre Retterinnen: Jüdische Kinder im Lager Gurs*, Inhalt: Brigitte und Gerhard Brändle, Karlsruhe 2020; Joachim Mehne / Dieter Wolf, *Spuren jüdischen Lebens in Königsbach*, Königsbach 1998; Stadtverwaltung Pforzheim (Hg.), *Gurs, Vorhölle von Auschwitz*, Zusammenstellung: Gerhard Brändle, Pforzheim 1980; Stadtverwaltung Pforzheim (Hg.), *Ehemalige jüdische Mitbürger in Pforzheim, Dokumentation der Besuche von 1983 bis 1987*, Bd. 1+2, Eigenverlag Stadt Pforzheim 1991; Christoph Timm, *Pforzheim, Kulturdenkmale im Stadtgebiet* (Reihe Denkmaltopographie Baden-Württemberg, Band II.10.1, Stadt Pforzheim / Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.), *Ubstadt-Weiher* 2004, S. 190 f.; Christoph Timm, *Kulturdenkmale in den Ortsteilen, Ubstadt-Weiher* 2006. *Biografien der Kinder und Lehrkräfte am „Schulgetto“ an der Osterfeld- bzw. Hindenburg-Schule in Pforzheim 1936–1938*, veröffentlicht anlässlich der Einweihung der Gedenktafeln in der Osterfeld-Schule und im Kulturhaus Osterfeld am 27. Januar 2011 (Stadtarchiv Pforzheim, 11 B 20.); *Spurensuche: Die Geschichte jüdischer Schülerinnen und Lehrender der Hildaschule Pforzheim in der Zeit des Nationalsozialismus*, ein Schülerprojekt von Annsophie Schmidt mit dem Geschichtslehrer Martin Rühl, Pforzheim 2012.
- 2 „Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum“ (<https://www.alemannia-judaica.de>); Hans-Peter Becht, *Führer befehl ... Das nationalsozialistische Pforzheim 1933–1945* (Materialien zur Stadtgeschichte Bd. 26), Heidelberg 2016; Hans-Joachim Gamm, *Das Judentum*, Frankfurt a. M. / New York 1979; Joachim Hahn / Jürgen Krüger, *Synagogen in Baden-Württemberg*, hrsg. von Rüdiger Schmidt, Badische Landesbibliothek, Karlsruhe und Meier Schwarz, *Synagogue Memorial, Jerusalem*, Teilbände 1+2, Stuttgart 2007; Uri R. Kaufmann, *Kleine Geschichte der Juden in Baden*, Leinfelden-Echterdingen 2007; Hans Küng, *Das Judentum*, München / Zürich 1991; Nicholas de Lange (Hg.), *Illustrierte Geschichte des Judentums* (Aus dem Englischen von Christian Rochow), Zürich 2000; Oberrat der Israeliten Badens (Hg.), *200 Jahre Oberrat der Israeliten Badens*, Ostfildern 2009; Berthold Rosenthal, *Heimatgeschichte der badischen Juden*, Bühl (Baden) 1927; Berthold Rosenthal, *Aus den Jugendjahren der Jüdischen Gemeinde Karlsruhe*, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 1927, S. 207–220; *Juden in Karlsruhe* (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Band 8), Karlsruhe 1988; Siegmund Salfeld, *Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches* (Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland, III. Band), Berlin 1898 [Online-Abruf Universitätsbibliothek JCS Frankfurt a. M., 10.12.2020]; J. A. Zehnter, *Geschichte der Juden in der Markgrafschaft Baden-Durlach*, in: *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins*, Bd. 51, 1897 (= Neue Folge Bd. 12), S. 385–436 und 636–690.
- 3 Vgl. ausführlicher in: Christoph Timm, unter Mitarbeit von Olaf Schulze, *Jüdisches Leben in Pforzheim. Vom Mittelalter bis heute*, Edition Papierblatt Bd. 3, Neulingen 2021. Das Buch enthält außerdem ein Kapitel über bauliche Zeugen und Erinnerungsorte jüdischen Lebens in Pforzheim (inkl. Stadtplan) sowie ein Kapitel über die Forschungsgeschichte und Erinnerungskultur.
- 4 Nicholas de Lange 2000 (s. Anm. 2), S. 56: „In den meisten Städten [Deutschlands] war das Judenviertel ursprünglich nahe der Domfreiheit, der Burg oder des Marktes angesiedelt“, vgl. Timm, *Kulturdenkmale* 2004 (s. Anm. 1), S. 174: „Blumenhof, ehem. Ledermarkt“.

- 5 Siegmund Salfeld 1898 (s. Anm. 2), S. 15 [Hebräischer Text], S. 98 [Ortsname], S. 128–130: „20. Tammus. Der Rabbiner R. Samuel, Sohn des Rabbiners R. Jakar Halevi; Sohn R. Eliesers; R. Abraham, Sohn R. Gerschoms, welche sich entleibten. Darauf wurden sie auf das Rad geflochten [...]“; auf dieses Ereignis bezogen S. 332–334: „Das Martyrium von Pforzheim, Klage von R. Abraham b. Baruch“ [Hebräischer und deutscher Text: Wiedergabe einer „historischen Elegie“ aus einem Oxforder Codex]: „Ich klage mit betäubtem Herzen [...], irre jammernd umher [...]“. Zum historischen Hintergrund: Als „Nürnberger Memorbuch“ wird das älteste erhaltene, ab 1296 in Nürnberg entstandene jüdische Totengedenkbuch bezeichnet, eine der frühesten Quellen aschkenasischer Geschichtsschreibung. Der Herausgeber Siegmund Salfeld (1843–1926) war ein deutscher Rabbiner, Pädagoge und Autor; er publizierte das Martyrologium „im Auftrag der Historischen Kommission für Geschichte der Juden in Deutschland“.
- 6 Die Inschriften der Stadt Pforzheim. Gesammelt und bearbeitet von Anneliese Seeliger-Zeiss (= Deutsche Inschriften, Bd. 57), Wiesbaden 2003, S. 3–5.
- 7 Herbert Ruff, Die Margaretha von Pforzheim – Geschichte, Legende, Tradition, in: Löbliche Singergesellschaft von 1501 (Hg.), Ängste und Auswege. Bilder aus Umbruchzeiten, in: Pforzheim, Bd. 1, Ubstadt-Weiher 2001, S. 139–170, hier S. 139–143 sowie S. 269, mit Verweis auf folgende Quelle: Georges Colvener (Hg.), Thomae Cantipratani, Bonum universale de Apibus, o. O. 1627.
- 8 Inschriften (s. Anm. 6), S. 3; Ruff 2001 (s. Anm. 7), S. 162 ff.; davon abweichend: Salfeld 1898 (s. Anm. 2), S. 128: „1267?“
- 9 Emily Rose, The Murder of William of Norwich. The Origins of the Blood Libel in Medieval Europe, New York 2015; vgl. auch Rosenthal, Heimatgeschichte 1927 (s. Anm. 2), S. 459 f.
- 10 Andrea M. Knoll, Das spätmittelalterliche Pforzheim. Eine landesherrliche „Residenz auf Zeit“ der badischen Markgrafen, in: Christian Groh (Hg.), Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte, Band 4, Heidelberg 2014, S. 5–34, hier S. 10 f.
- 11 Johann Georg Friedrich Pflüger, Geschichte der Stadt Pforzheim, 1862, Nachdruck Pforzheim 1989, S. 162, vgl. Timm 2004 (s. Anm. 1), S. 174.
- 12 Salfeld 1898 (s. Anm. 2), Kap. V., S. 278 ff.: Die Marterstätten zur Zeit des schwarzen Todes, dort S. 285: Ortsname Pforzheim.
- 13 Johannes Reuchlin, Gutachten über das jüdische Schrifttum, hrsg. und übersetzt von Antonie Leinz-von Dessauer (Pforzheimer Reuchlin-Schriften 2), Konstanz / Stuttgart 1965.
- 14 Heinrich Graetz, Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, Leipzig 1853 ff.; Ludwig Geiger, Johannes Reuchlin und sein Kampf um die Bücher der Juden, in: Ders., Die deutsche Literatur und die Juden, Berlin 1910, S. 25–45; Rosenthal, Heimatgeschichte 1927 (s. Anm. 2), dort S. 53–55 wörtlich: „Anwalt der Juden“; Max Brod, Reuchlin und sein Kampf, Wiesbaden 1965; Arno Herzig / Julius H. Schoeps, Reuchlin und die Juden (Pforzheimer Reuchlin-Schriften 3), Sigmaringen 1993; David Price, Johannes Reuchlin & the Campaign to Destroy Jewish Books, New York 2011; Sönke Lorenz / Dieter Mertens (Hg.), Johannes Reuchlin und der Judenbücherstreit, Ostfildern 2013.
- 15 Isidor Kracauer, Rabbi Joselmann de Rosheim, in: Revue des Etudes Juives 16 (1885), S. 88, vgl. Chava Fraenkel-Goldschmidt (Hg.), The Historical Writings of Joseph of Rosheim, Leiden 2006; zitiert nach David H. Price, Johannes Reuchlin und der Judenbücherstreit, in: Sönke Lorenz / Dieter Mertens (Hg.), Johannes Reuchlin und der Judenbücherstreit, Ostfildern 2013, S. 55–82, hier S. 82.
- 16 Gerhard Heinzmann, „... auf untertänig Bitten gemeiner Jüdischheit“. Zur Lebenssituation jüdischer Menschen in und um Pforzheim im 15. und 16. Jahrhundert, in: Löbliche Singergesellschaft von 1501 (Hg.), Ängste und Auswege – Bilder aus Umbruchzeiten in Pforzheim, Bd. 1, Ubstadt-Weiher 2001, S. 127–138, hier S. 127.
- 17 Ebd.
- 18 Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 25.

- 19 Hans Georg Zier, Zur Geschichte der Stadt, in: Erich Maschke (Hg.), Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, hrsg. im Selbstverlag der Stadt Pforzheim 1967, S. 1–44, hier S. 27.
- 20 Zehnter 1897 (s. Anm. 2), S. 637.
- 21 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S.15 f. Dortigen Angaben zufolge sollen diese Familien zu den besten Steuerzahlern der Stadt gehört haben.
- 22 Aloys Stolz, Geschichte der Stadt Pforzheim, Pforzheim 1901, S. 432. Der Zunftzwang wurde erst 1862 gesetzlich aufgehoben.
- 23 Zehnter 1897 (s. Anm. 2), S. 656.
- 24 Ebd., S. 637: „Dieser Hofjud Model war von Onolsbach“; S. 551: „Model von Onolsbach, z. Zt. in Pforzheim“. Bei „Onolsbach“ handelt es sich um einen altertümlichen Namen für Ansbach.
- 25 Ebd., S. 423.
- 26 Olaf Schulze, Model Löw. Ein Pforzheimer Jude, in: Pforzheimer Zeitung, 30.03.2002, Sonderseite. Umfangreiche Archivalien zu „Model Löw, Jude von Pforzheim“ im Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 213 Bü 5815 bis 5820, harren noch der weiteren Auswertung.
- 27 GLA Sign. 171/1332: Grundriss der Barfüßer-Kirche, 1744, handschriftlicher Eintrag der „Jud Model’schen Gärten“ auf dem westlich anschließenden Grundstück, publiziert in: Simon Haag / Andrea Bräuning, Pforzheim, Spurensuche nach einer untergegangenen Stadt (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg Bd. 15 / Materialien zur Stadtgeschichte 15), Ubstadt-Weiher 2001, S. 164, Abb. 65.
- 28 GLA Sign. Baupläne Pforzheim Nr. 17: Geometrischen Situationsplan des herrschaftlichen Schlosses und anderer Gebäude, verzeichnet „Jud Models Gras- und Küchengarten“, publiziert in: Pforzheim in historischen Karten und Ansichten, Mappe mit 16 Einzelblättern sowie Begleitheft, ausgewählt und erläutert von Christoph Timm, Pforzheim 1995, Blatt 3.
- 29 Rosenthal, Aus den Jugendjahren 1927 (s. Anm. 2), S. 202. Seinerzeit stellte die Jüdische Gemeinde in Karlsruhe ihre dortigen Archivbestände zur Einsichtnahme zur Verfügung.
- 30 Brändle 2001 (s. Anm. 1), S. 6 f.
- 31 Zehnter 1897 (s. Anm. 2), S. 651.
- 32 Ebd., S. 654 f.
- 33 Ebd. S. 656; Rosenthal, Aus den Jugendjahren 1927 (s. Anm. 2), S. 203.
- 34 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 17.
- 35 Rosenthal, Aus den Jugendjahren 1927 (s. Anm. 2), S. 207–212, hier: S. 212; Ernst Otto Bräunche, Die Familie Meyer-Model, in: Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 451–464, hier S. 452.
- 36 Nicholas de Lange 2000 (s. Anm. 2), S. 225 f.
- 37 Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 213 Bü 5815 bis 5820. Mit Dank an Olaf Schulze für den freundlichen Hinweis (s. Anm. 23).
- 38 Heitz 2009 (s. Anm. 1), S. 203.
- 39 Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 27: Als Markgraf Karl Wilhelm 1709 die Regierung antrat, verlangte er eine einmalige Zahlung von 1.000 Gulden für die Verlängerung der Schutzbriefe.
- 40 Mehne / Wolf 1998 (s. Anm. 1), S. 6.
- 41 Stolz 1901 (s. Anm. 22), S. 461.
- 42 Ebd., S. 462; Adressbuch 1907, S. 296.
- 43 Mehne / Wolf 1998 (s. Anm. 1), S. 12 und S. 45: Abdruck eines Artikels aus dem Pforzheimer Anzeiger, 25.11.1933.
- 44 Siegmund Friedrich Gehres, Pforzheims Kleine Chronik. Ein Beitrag zur Kunde deutscher Städte und Sitten, Memmingen 1792, S. 193.
- 45 Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 27.
- 46 Hans Georg Zier, Geschichte der Stadt Pforzheim, Stuttgart 1982, S. 153.



- 47 Wolfgang Pieper, Geschichte der Pforzheimer Schmuckindustrie, Gernsbach 1989, S. 64.
- 48 Zier 1982 (s. Anm. 46), S. 163.
- 49 Uri R. Kaufmann, Der Oberrat der Israeliten Badens, in: Oberrat 2009 (s. Anm. 2), S. 145–159.
- 50 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 28 und Abb. S. 34, unter Hinweis auf die im Generallandesarchiv aufbewahrte „Seelentabelle von 1816 über die israelitischen Einwohner des Großherzogtums Baden“.
- 51 Ebd., Tabelle S. 8.
- 52 Synagogen in Baden-Württemberg 2007 (s. Anm. 2), Bd. 2, S. 377.
- 53 GLA Sign. 391/30256: [Unmaßstäbliche] Skizze zur Situation im Bereich Zehntscheuer und Obermühle, angefertigt von Mauermeister Bürger, datiert Februar 1813, mit handschriftlichem Eintrag: „Ehemalige Zehntscheuer / so / die Juden-Gemeinde er / kauft hat, um zu einem / Bet-Haus einrichten läßt“, publiziert in: Pforzheim, Archäologischer Stadtkataster (s. Anm. 27), S. 179, Abb. 76; außerdem S. 121, Nr. 10: „Neuer Turm“, S. 172, Nr. 155a: „Zehntscheuer“.
- 54 Vgl. Pflüger 1862 (s. Anm. 11), S. 688; Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim, 1939, bearbeitet von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler (Reihe: Kunstdenkmäler Badens), Karlsruhe 1939, Reprint Frankfurt a. M. 1983, S. 387; Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 16; Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 16.
- 55 Der sog. Ritter-Plan (um 1790 entstanden) zeigt bereits den charakteristischen trapezförmigen Grundriss des Zehntspeichers; Plan der Stadt Pforzheim nach dem Bestand vom Jahr 1868; Plan der großherzoglich-badischen Stadt Pforzheim 1876.
- 56 Stadtarchiv Pforzheim, Bauakte Metzgerstraße 27.
- 57 Pforzheimer Beobachter, Jg. 1855 Nr. 9, 23.01.1855, S. 35.
- 58 Allgemeine Zeitung des Judentums, 18.10.1912: „Der Frau Bankier Robert Bloch Witwe in Pforzheim wurde aus Anlass ihres 25-jährigen Jubiläums als Vorsitzende des Jüdischen Frauenvereins von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden die Friedrich-Luisen-Medaille verliehen“, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de). Henriette Bloch war vermutlich eine der ersten Frauen in Pforzheim überhaupt, deren soziales Engagement mit einer solchen Auszeichnung gewürdigt wurde.
- 59 Pflüger 1862 (wie Anm. 11).
- 60 Allgemeine Zeitung des Judentums, 20.08.1878: „Pension! Knaben, welche die hiesigen Lehranstalten (Progymnasium, sechsklassige höhere Bürgerschule, Kunstgewerbeschule) besuchen, finden beim Unterzeichneten Aufnahme“; Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 61 Christian Wilhelm Dohm, Über die bürgerliche Verbesserung der Juden, Berlin / Stettin 1781–83, Nachdruck Hildesheim 1973.
- 62 Nicholas de Lange 2000 (s. Anm. 2), S. 241 ff.
- 63 Harold Hammer-Schenk, Hamburgs Synagogen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Hamburg 1987, insbes. S. 14–21 sowie Hinweise auf weiterführende Literatur S. 37 ff.
- 64 Carsten Wilke / Naphtali Epstein, in: Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 231.
- 65 Olaf Schulze, Von der Höheren Töchterschule zum Hilda-Gymnasium, in: Jahresbericht 1898/99 (150 Jahre Hilda-Gymnasium), S. 11–58, hier S. 16.
- 66 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 29.
- 67 Allgemeine Zeitung des Judentums, 09.06.1893, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 68 Der Israelit, 18.11.1889, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 69 Adressbuch 1859, S. 73 f., darunter möglicherweise etliche „Einmannbetriebe“, vgl. Pieper 1989 (s. Anm. 47), S. 99.
- 70 Pforzheimer General-Anzeiger, 03./04.01.1905, in: StAPf, ZGS 2.; Adressbuch 1925 I, S. 281.
- 71 Greschat / Groh 2011, Dokumentation (s. Anm. 1), S. 9; Louis Kuppenheim jun., 90 Jahre meines Lebens, datiert 21.06.1981, in: StAPf, Zeitgeschichtliche Sammlung 2; Sabine Herrle, „Ich habe zwei Lieben [...]“; Ludwig/Louis Kuppenheim, geb. 1891 in Pforzheim, gest. 1982 in Ste. Maxime, digi-

- taler Vortrag am 25.01.2021 im Auftrag des Stadtarchivs Pforzheim, <https://www.pforzheim.de/stadt/stadtgeschichte/gedenken-friedenskultur/juedische-buerger.html> (25.01.2021).
- 72 Oskar Trost, Aus der Frühzeit der Pforzheimer Scheideanstalten, 13-seitiges Typoskript, 1962, in: Nachlass Oskar Trost, StAPf N 47 Nr. 33, S. 10 oben; Adressbuch 1867, Inserat S. 140 (hinterer Einband); Louis Rühl, Führer durch die Bijouteriefabriken und deren verwandte Geschäfte in Pforzheim und Umgebung, 4. Auflage, Pforzheim 1886, Inserat S. 17.
- 73 Erich Maschke (Hg.), Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie, hrsg. im Selbstverlag der Stadt Pforzheim 1967, S. 171, Tabelle zu Entwicklung der Schmuckindustrie 1850–1900.
- 74 Pforzheimer Kurier, Nr. 59, 10.03.1984.
- 75 Wolfgang Pieper, Die Rolle des Finanziers in der Pforzheimer Schmuckindustrie von 1767 bis 1873, in: Hans-Peter Becht (Hg.), Pforzheim im 19. und 20. Jahrhundert, Sigmaringen 1996, S. 133–155, hier S. 146; Abbildung des Wohn- und Geschäftshauses Jakob Kusel am Marktplatz in Karlsruhe (Federzeichnung, 1815) in: Ernst Otto Bräunche, Die Familie Meyer-Model, in: Juden in Karlsruhe 1988 (wie Anm. 2), S. 346.
- 76 Pieper 1996 (s. Anm. 75), S. 150; Zu Nathan Wolf eine Anekdote, in: Olaf Schulze (Hg.), „Zum ersten Mal sah ich die Stadt ...“. Vom Schwarzwälder Köhlersbub zum Pforzheimer Schmuckfabrikanten, Pforzheim 2017.
- 77 Ebd.
- 78 Greschat / Groh 2011, Dokumentation (s. Anm. 1), S. 32.
- 79 Maschke 1967 (s. Anm. 73), S. 244 f., 249.
- 80 Ebd.
- 81 StAPf, Bauakte Westliche Karl-Friedrich-Straße 49a, Architekt: Ernst Maler, Entwurfszeichnungen 1888.
- 82 Pieper 1989 (s. Anm. 47), S. 229: Die beiden Initiatoren der Emittierung gedruckter Bankschecks waren Emil Kollmar als Präsident der örtlichen Handelskammer und Hermann Kahn als Direktor der Rheinischen Kreditbank; Iris Wimmer-Olbort, Metamorphosen. 250 Jahre Goldstadt Pforzheim, Hamburg 2016, S. 57.
- 83 Adressbuch 1891: Lammstraße 6.
- 84 General-Anzeiger, Nr. 241, 14.12.1912, in: StAPf, ZGS 2.
- 85 Louis Kuppenheim, 90 Jahre meines Lebens, in: StAPf, ZGS 2.
- 86 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 147–204.
- 87 Ulf Rathje, Das Schicksal der jüdischen Pforzheimer Schmuckfabrikantenfamilie Posner, Emigration, Holocaust, Überleben und „Wiedergutmachung“, in: Klara Deecke / Sonja Hillerich (Hg.), Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte, Band 6, Heidelberg 2020, S. 177–222.
- 88 Deutsche Goldschmiede-Zeitung, Jg. 1898, Zitat aus der Reportage „Pforzheim“, S. 107–109, hier S. 109.
- 89 Adressbuch 1893, S. 55.
- 90 Allgemeine Zeitung des Judentums, 21.07.1911, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 91 StAPf, Bauakte Durlacher Straße 67, erbaut 1906 nach Plänen von Albert Reinheimer.
- 92 StAPf, Bauakte Durlacher Straße 69, erbaut 1901 nach Plänen von Ernst Maler; Deutsche Goldschmiede-Zeitung, Jg. 1906, Nr. 27, Abb. S. 227a; Pieper 1989 (s. Anm. 47), Abb. S. 152.
- 93 Zu Robert Curjel vgl. Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 358; Timm 2006 (s. Anm. 1), S. 362 f.
- 94 Gamm (s. Anm. 2), S. 73 ff.
- 95 Greschat / Groh 2011, Arbeitsheft (s. Anm. 1), S. 19.
- 96 Stolz 1901 (s. Anm. 22), S. 538.
- 97 Der Israelit, 19.11.1891, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de); abgedruckt in: Greschat / Groh 2011, Arbeitsheft (s. Anm. 55), S. 20.
- 98 Der Israelit, 17.06.1891, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).

- 99 Stolz 1901 (s. Anm. 22), S. 538; irrtümlich gab Stolz „1893“ als Jahr der Fertigstellung an.
- 100 Oberrat 2009 (s. Anm. 2), S. 77.
- 101 Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 2, 13.01.1893, Beilage Der Gemeindebote, S. 3, abgedruckt in: Greschat / Groh 2011, Arbeitsheft (s. Anm. 1), S. 27.
- 102 Stolz 1901 (s. Anm. 22), S. 538.
- 103 Juden in Karlsruhe 1988 (s. Anm. 2), S. 358; Timm 2006 (s. Anm. 1), S. 360 f. Die Bauleitung hatte der Bauunternehmer und Architekt Otto Klein (Pforzheim) inne. Die zur Synagoge angelegte Bauakte Zerrennerstraße 26 der Stadtverwaltung Pforzheim ist verschollen; sie wurde vermutlich nach dem erzwungenen Abbruch des Gebäudes Ende 1938 oder spätestens nach dem Scheitern des „Dritten Reichs“ aus dem Bestand entfernt.
- 104 Oberrat 2009 (s. Anm. 2), S. 63–81, hier S. 74.
- 105 GLA, Sign. 69 Baden/Sammlung 1995 F I 535, enthält zwei Fotografien der Pforzheimer Synagoge: Nr. 12 (Südwestansicht) und Nr. 13 (Innenraum); beide veröffentlicht in: Franz-Josef Ziwes (Hg.), Badische Synagogen aus der Zeit von Großherzog Friedrich I. in zeitgenössischen Photographien, Karlsruhe 1997, S. 56–59.
- 106 Brändle 1985 (s. Anm. 2), Abb. S. 87.
- 107 Allgemeine Zeitung des Judentums, Nr. 2, 13.01.1893, Beilage Der Gemeindebote, S. 3, abgedruckt in: Greschat / Groh 2011, Arbeitsheft (s. Anm. 1), S. 27.
- 108 Günther Grünsteudel, Musik für die Synagoge, hrsg. von der Universitätsbibliothek Augsburg 2008.
- 109 Rosenthal, Heimatgeschichte 1927 (s. Anm. 2), dort S. 364.
- 110 Der Israelit, 29.04.1889, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 111 Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 32.
- 112 Leserbrief von Julius Straus aus Pforzheim, in: Allgemeine Zeitung des Judentums, 20.10.1893, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 113 Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 32 f.
- 114 Greschat / Groh 2011, Arbeitsheft (s. Anm. 1), S. 30.
- 115 Greschat / Groh 2011, Dokumentation (s. Anm. 1), S. 28.
- 116 Michail Fundaminski, Aus der Vergangenheit Pforzheimer Warenhäuser, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 155. Jg. 2007, S. 505–531.
- 117 Adressbuch 1911, [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 118 Adressbuch 1910, Nikolaus Deutsch, Automobil- und Taxameter-Besitzer, Leopoldstraße 21. Adressbuch 1914: Büro Bahnhofplatz 2, Garagen Altstädter Kirchenweg 46, Inserat in: Pforzheim 1922. Nikolaus Deutsch wurde 1886 in Zsambek (Ungarn) geboren, kam 1901 nach Pforzheim, eröffnete dort lt. Adressbuch ein Droschken-, Taxi- und Autogeschäft; 1934 kehrte er nach Ungarn zurück, wurde nach der deutschen Besetzung 1944 ins Vernichtungslager Auschwitz deportiert und gilt als verschollen, vgl. Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 158, Nr. 128.
- 119 [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 120 Greschat / Groh 2011, Dokumentation (s. Anm. 1), S. 36.
- 121 Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 03.11.1916, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 122 Adressbuch 1925: Dr. Franz Heinsheimer, wohnhaft im Wohnfabrikgebäude Emil Rothschild (Durlacher Straße 67).
- 123 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 126.
- 124 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 243 f. mit Abb. 29.
- 125 Timm 2006 (s. Anm. 1), S. 367.
- 126 Frankfurter Israelitisches Familienblatt, 19.02.2020, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de); Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 30.
- 127 Brändle 1985 (s. Anm. 1), Dokument Abb. S. 54.
- 128 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 25.

- 129 Aufruf des Gewerkschaftskongresses, in: Pforzheimer Freie Presse Nr. 146 vom 27. Juni 1922.
- 130 Jakob Wille, Johann Reuchlin, in: Festschrift der Stadt Pforzheim zur Erinnerung an den 400. Todestag Johannes Reuchlins, Pforzheim 1922, S. 1–27, hier S. 12.
- 131 Christoph Timm, 125 Jahre stadtgeschichtliche Sammlungen, in: Andreas Jobst (Hg.), Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte, Bd. 5, Heidelberg 2016, S. 97–156, hier S. 112–124.
- 132 „Verzeichnis der Herren Mitglieder, welche dem Verein seit der Gründung angehören“, in: Kunstgewerbeblatt für das Gold-, Silber- und Feinmetallgewerbe in Pforzheim, 9. Jg., Leipzig 1902, o. S.: „J. S. Kahn, L. Kuppenheim, A. Lay, Jul. Schlesinger“.
- 133 Walter Huber, Kunst und Gewerbe in Pforzheim, Kunstgewerbeverein, in: 75 Jahre Kunst- und Kunstgewerbeverein Pforzheim e. V. (Reihe Badische Werkkunst, 14. Jg., Heft 1 (Sonderdruck), Karlsruhe [1952], S. 4–11, hier S. 7.
- 134 Kunstgewerbeverein Pforzheim (Hg.), Fünfzig Jahre im Dienste der Pforzheimer Kunstindustrie. Ein Rückblick auf die Arbeit des Kunstgewerbevereins Pforzheim 1877–1927, o. O., o. J., S. 22 f.
- 135 Ebd.
- 136 Ludwig Segmiller, Die ständige Muster-Ausstellung der deutschen Schmuckwarenindustrie im Hansa-Haus zu Pforzheim, in: Pforzheim (Reihe Deutsche Städte), hrsg. unter Mitwirkung der Stadtverwaltung Pforzheim, Stuttgart [1922], S. 63–67; Christoph Timm, Kristallträume eines Juwelenfabrikanten. Zur Restaurierung der expressionistischen Innenräume der Villa Ballin, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 29. Jg., Heft 2/2000, S. 91–95; Timm 2004 (s. Anm. 1), S. 321 f.
- 137 Adressbuch 1925, Bd. III, S. 526.
- 138 Werner Röder / Herbert A. Strauss (Hg.), Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 (International Biographical Dictionary of Central European Emigrés 1933–1945), 3 Bände, München New York London Paris 1980–1983, Bd. I, S. 700: „1993 Emigration [nach] Johannesburg, Freier Journalist, 1935–39 stellv. Chefredakteur und Nachrichtenredakteur“, „Inter-Continental Press & News Agency Johannesburg [...] Mitgründer Central Committee of German Refugees, zeitweise Vorstandsmitglied Society of Jews and Christians, Sekretär des PEN-Clubs Südafrika“; Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 64; Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 246; Pforzheimer Kurier, Nr. 204, 04.09.2018 (mit Abb.); Nr. 240, 17.10.2018.
- 139 Pforzheimer Morgenblatt, Nr. 8, 24.03.1927.
- 140 Ebd.: Zur Beschleunigung der Betonierungsarbeiten kamen Gießtürme und Trockenmaschinen zum Einsatz.
- 141 StAPf, Bauakten Leopoldstraße 11/13 und Zerrennerstraße 4: Planung und örtliche Bauleitung durch die Architekten-Arbeitsgemeinschaft Heinrich Deichsel, Karl Faller und Robert Clev; baurechtlich genehmigt war eine „Höchstbesetzung“ mit 1.004 Zuschauern, davon 584 im Saal, 420 auf der Galerie. Mieterin und Betreiberin des Kinos war die Union Film Aktiengesellschaft (UfA) mit Sitz in Berlin, die im März 1927 übernommen wurde vom Medienmogul Alfred Hugenberg; die Filme wurden produziert in den UfA-Filmstudios in Berlin-Babelsberg, ab 1929 als Tonfilme (bekannte Filmtitel: Melodie des Herzens, Die drei von der Tankstelle), 1933 überließ der stramm deutschnational ausgerichtete Hugenberg die UfA der NSDAP zum Zweck der Wochenschau-Propaganda, 1937 wurde die UfA dem NS-Propagandaministerium unterstellt, 1939 folgte die Enteignung der Familie Rosenberger.
- 142 Adressbuch 1859: Hirsch Kilsheimer, Eisenwarenhändler, Blumenstraße A 25 + A 27; Adressbuch 1867: Hirsch Kilsheimer, Eisenwarenhändler, Metzgerstraße D 51; das Bauakten-Konvolut Leopoldstraße 11/13/ Zerrennerstraße 4 enthält ein Schreiben mit Briefkopf: „Kilsheimer Nachfolger, Eisenwarengroßhandlung Export und Generalvertretung erster in- und ausländischer Firmen, gegründet 1837“.
- 143 Martin Walter, Ein (fast) vergessener Vater des „Volkswagens“, der Porsche AG und ein erfolgreicher Rennfahrer: Der Pforzheimer Adolf Rosenberger – ein deutsch-jüdisches Schicksal, in: Christian Groh (Hg.), Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte, Band 1, Heidelberg 2006, S. 201–221.

- 144 Röder / Strauss 1980 (s. Anm. 138), S. 700.
- 145 Anja Römer-Hahn, *Im Garten verwurzelt*, Kieselbronn 1995, S. 21 f.
- 146 Ebd., S. 27.
- 147 *Gemeindezeitung für die Israelitischen Gemeinden Württembergs*, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 148 Greschat / Groh 2011, *Arbeitsheft* (s. Anm. 1), S. 32.
- 149 Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 32 f.; vgl. auch Brändle 2001 (s. Anm. 1), S.18.
- 150 *Adressbuch 1930*, Bd. 2, S. 213; Hauseigentümerin war die Witwe des Fabrikanten Telgmann. Im Stadtarchiv Pforzheim ist keine zeitgenössische Fotografie dieses Gebäudes nachweisbar.
- 151 Nicholas de Lange 2000 (s. Anm. 2), S. 243.
- 152 *Der Israelit*, 16.09.1926, Quelle: [www.alemannia-judaica.de](http://www.alemannia-judaica.de).
- 153 Ebd. In Menzingen, bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Besitz der Freiherren von Menzingen, bestand bis 1921 eine jüdische Gemeinde, die sich durch Abwanderung auflöste.
- 154 Ebd. Wohnadresse der Familie Louis Reutlinger: Kronprinzenstraße 25; vor dem Gebäude wurde 2019 ein Stolperstein verlegt.
- 155 Ebd.; Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 104, 165; Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 32.
- 156 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 76.
- 157 Ebd., S. 32.
- 158 Ebd, S. 300, 401, 407.
- 159 Ebd., S. 72.
- 160 Ebd., S. 94 f. mit Abb.; Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 50: (versehentlich?) „Stadtkirche“ statt Schloßkirche.
- 161 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 239–244; Brändle 1985 (s. Anm. 1).
- 162 Ebd., S. 135–141.
- 163 Timm 2016 (s. Anm. 131), S. 132 f.
- 164 Bettina Schönfelder, *Von der Kunstgewerbeschule zur Hochschule für Gestaltung FH Pforzheim, Stationen der Entwicklungsgeschichte seit 1877*, Gutachten im Auftrag der Stadt Pforzheim, Karlsruhe 2003 (unveröffentlicht).
- 165 Huber 1952 (s. Anm. 133).
- 166 Schönfelder 2003 (s. Anm. 164), S. 66.
- 167 *Adressbuch 1935*, Bd. 1, S. XIX.
- 168 Pieper 1989 (s. Anm. 46), S. 207.
- 169 Erich Maschke (Hg.), *Die Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie*, hrsg. im Selbstverlag der Stadt Pforzheim 1967, S. 171: Tabelle zu Entwicklung der Schmuckindustrie 1850–1900, S. 287: „[...] dabei fiel erschwerend ins Gewicht, dass der Schmuckwarenhandel insbesondere in Holland, Frankreich, Großbritannien, Süd- und Nordamerika sich überwiegend in jüdischen Händen befand.“
- 170 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 249 ff. Ulf Rathje hat 2020 diesen Prozess der Verdrängung am Beispiel der Familie Posner eindrucksvoll im Detail dargestellt (s. Anm. 87).
- 171 Brändle 1990 (s. Anm. 1), S. 79.
- 172 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 67, *Biografien der Kinder und Lehrkräfte am „Schulghetto“ an der Osterfeld- bzw. Hindenburg-Schule in Pforzheim* (s. Anm. 1).
- 173 Brändle 1985 (s. Anm. 1), S. 147–204; Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 255 f.
- 174 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 257–265.
- 175 Kulturamt Pforzheim, Untere Denkmalschutzbehörde, Akte 41.10.22 enthält einen Bericht über den Fund einer Tora-Rolle aus der Synagoge vom 06.02.1995.
- 176 [www.alemannia.judaica.de](http://www.alemannia.judaica.de).
- 177 *Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim*, 1939, bearb. von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler (Reihe: *Kunstdenkmäler Badens*), Karlsruhe 1939, Reprint Frankfurt a. M. 1983, S. 122–125: „Für den Kult der Margarete von Pforzheim (gest. 1260) bestimmt“; Abb. S. 126: „Marga-

rethenpfeiler“. Diese dem antisemitischen Zeitgeist geschuldeten Behauptungen konnten inzwischen widerlegt werden, vgl. Inschriften, S. 3–5, sowie Timm 2004 (s. Anm. 1), S. 206 f.

178 Adressbuch 1940, S. 323 f.

179 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 338–345.

180 Israelitische Religionsgemeinschaft Baden (Hg.), Gerettete und ihre Retterinnen – Jüdische Kinder im Lager Gurs, Inhalt: Brigitte und Gerhard Brändle, Karlsruhe 2020.

181 Julius Moser, KZ Theresienstadt, Erlebnisse eines „Nichtariers“ in den letzten Monaten des Naziregimes, hrsgg. und eingel. von Hans Peter Becht (Pforzheimer Hefte 03), Pforzheim 1995.

182 Henri Sternberg (1905–1967) verbüßte eine längere Haftzeit, bevor er nach Theresienstadt deportiert wurde; Quelle: <http://www.ghetto-theresienstadt.de/pages/s/sternbergh.htm>. (26.01.2021). Schriftstellerische Werke: Theresienstadt (Gedichtzyklus, überwiegend unveröffentlicht). Der Uhrmacher unter dem Werk Tisch, Gedichte, 1949; Der Liebeskreis, 1951.

183 Mehne / Wolf 1998 (s. Anm. 1), S. 9.

184 Uri R. Kaufmann, Die „Deutschen Christen“ in Pforzheim: eine Annäherung, in: Christian Groh (Hg.), Neue Beiträge zur Pforzheimer Stadtgeschichte, Bd. 3, Heidelberg 2010, S. 127–146.

185 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 229 ff.

186 Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Landeskirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, Lahr 1938, Teil 1, S. 255: „Jetzige Vikariate: I. Stadtvikariat: H. Maas“.

187 [https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann\\_Maas\\_\(Theologe\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Maas_(Theologe)) (26.09.2020).

188 Roland Schimanek, Kirche und Jugendseelsorge im Nationalsozialismus, dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der katholischen St. Franziskus-Gemeinde in Pforzheim, in: Hans-Peter Becht (Hg.), Pforzheim im 19. und 20. Jahrhundert (Pforzheimer Geschichtsblätter 8), Sigmaringen 1996, S. 221–240.

189 Becht 2016 (s. Anm. 2), S. 235 f.

190 Schimanek 1996 (s. Anm. 188).